

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang VIII.

1893.

1893.

Berausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.



*Aken. 1849.
Dz: XVII. 35/.*

14. Band, 1. Heft.



Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Wildenmannsgasse 6.



Gilhofer & Ranschburg

Buchhandlung und Antiquariat

Wien, I. Bognergasse 2, neben dem Kriegs-Ministerium.

Wir empfehlen unsere Buchhandlung zur raschen und pünktlichen Lieferung
literarischen Bedarfes aller Art.

Ueber die wichtigsten Erscheinungen des deutschen und ausländischen Buchhandels
geben wir

Monatliche Verzeichnisse

heraus, welche unseren ständigen Kunden gratis und franco zugesendet werden.
Auf Wunsch machen wir

regelmäßige Aufsichtsendungen

der neu erscheinenden Werke aus den uns bekanntzugebenden Literaturzweigen.
Abonnements auf sämtliche in- und ausländischen

belletristischen, Mode- und Fachjournale

bei pünktlichster Lieferung.

Gewähltes Lager der besten Werke aus der wissenschaftlichen und Unter-
haltungsliteratur.

Bei größerem Bedarf räumen wir je nach Uebersinkommen

günstigste Zahlungsbedingungen

auch in Monatsraten ein.

Reclam's Universalbibliothek stets complet auf Lager.

Unser seit seinem zehnjährigen Bestande bestbekanntes

Antiquariat

bietet mit seinem an 100.000 Bände umfassenden Lager Bücherfreunden und
Sammelern die reichste Auswahl. Als Specialität pflegt dasselbe das Gebiet

interessanter Sammel-Objecte

wie: Incunabeln, Bücher mit Holzschnitten und Stichen des XV., XVI. und
XVII. Jahrhunderts, **Viennensis, Austriaca**, Hungarica, Militär-Costümwerke
und -Wilder, alte Städte-Ansichten, Porträts, alte Handschriften, Autographen,
literarische Seltenheiten und Curiosa aller Art.

Ueber unsere Neuerwerbungen veröffentlichen wir

jährlich 8 bis 10 Anzeiger

welche ebenso wie unsere reichhaltigen

Fachkataloge

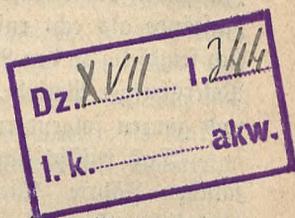
auf Verlangen regelmäßig gratis und franco zugesendet werden.

Neueste Kataloge: Nr. 35: Rechts- und Staatswissenschaften.
— Nr. 36: Viennensis. — Nr. 37: Chronologie. — Nr. 38: Kunst-
bibliothek Hermann Sax. — Nr. 39: **Austriaca & Hungarica**.
— Nr. 40: Supplement zu Nr. 39. — Nr. 41: Viennensis (Suppl.
zu Nr. 36.)

Einkauf ganzer Bibliotheken, Bildersammlungen einzelner
guter Werke und Kunstblätter zu soliden Preisen gegen Baarzahlung.

Antiquariat Gilhofer & Ranschburg

Wien, I. Bognergasse 2.



Nationalität — Race (Slavismus — Panславismus).

Vom Reichsrathsabgeordneten Josef Popowiski.

(Fortsetzung.)

Krakau.

Die Slavophilen.

Wir wollen nun das Wesen der Lehre der russischen Slavophilen kennen lernen. In Europa werden sie zumeist „Panславisten“ genannt. In Rußland hingegen nennen sie sich Slavophilen und Panславisten diejenigen Slaven außerhalb Rußlands, welche die Vereinigung der slavischen Welt anstreben. Wir werden die russischen Panславisten „Slavophilen“ nennen und wollen die zwei Strömungen, von welchen die erste die politische Einigung aller Slaven anstrebt, von derjenigen, die nur eine geistige und literarische verfolgt, unterscheiden. Die erste werden wir „Panславismus“, die zweite „Slavismus“ nennen.

Die Gründer des Slavophilismus, sagt der berühmte russische Gelehrte Pypin in einem seiner besten Werke: „Charakteristik der literarischen Meinungen von den Zwanziger- bis zu den Fünfzigerjahren“ (Petersburg 1890, 2. Auflage), waren gebildete, durch die deutsche Philosophie erzogene junge Leute der Zwanziger- und Dreißigerjahre des laufenden Jahrhunderts. Sie strebten, die wahren, echt nationalen Grundzüge des russischen Lebens zu entdecken, zu entwickeln und ihnen den sowohl in der Erziehung wie im praktischen, alltäglichen Leben Rußlands gebührenden Raum zu sichern. Diese echten nationalen Grundzüge waren im Volke, welches die Tradition der Vergangenheit sorgfältig aufbewahrte, zu finden. Auch in der Vergangenheit war wohl manches tadelnswert, doch war sie nach

der Ansicht der Slavophilen als der echte Ausdruck des russischen nationalen Geistes nachahmungswert. Sie verherrlichten daher die Moskauer Periode vor Peter dem Großen und sahen in den damaligen Zuständen ein civilisatorisches Princip. Sie betrachteten diese Moskauer Zustände als echt russische, und aus Liebe zu denselben verhielten sie sich feindselig zu den Reformen Peters des Großen und der sogenannten Petersburger Periode. Die Lehre der Slavophilen läßt sich im großen und ganzen folgendermaßen darstellen:

Das russisch-nationale Leben bewegt sich gegenwärtig auf einer falschen Fährte. Die Reformen Peters des Großen beirrten den natürlichen Entwicklungsgang des russischen Lebens. Die fremdländische Civilisation entfremdete die höheren Classen dem Volke, machte sie sogar schädlich für dessen Entwicklung, weil diese Civilisation dem russischen nationalen Geiste nicht allein fremd ist, sondern auch sich auf falschem Wege befindet und dem Verfall nahe kommt. Um die russische Civilisation zu retten, muß man sie von der fremden Civilisation befreien und die entfremdeten Classen einander nähern. Daher muß man zu den alten herkömmlichen Grundätzen, unter welchen sich das russische Leben vor Peter dem Großen entwickelte und seine gesunden, echt nationalen Eigenthümlichkeiten ausarbeitete, zurückkehren. Das während der Petersburger Periode vernachlässigte und zurückgedrängte Volk hat in seinem Leben, in seinem Glauben und in seinen socialen Instituten die herkömmlichen Traditionen treu aufbewahrt. Man solle daher bei ihm die erforderlichen Entwicklungselemente suchen. Es wäre sonderbar, ja sogar lächerlich, das Volk zu uns emporheben zu wollen, weil der Inhalt seiner Civilisation viel mehr Wert hat als unsere eingepfropfte äußerliche Civilisation.

Die europäische Civilisation zerfällt in zwei besondere Welten, die sich ihrer Richtung nach grundsätzlich voneinander unterscheiden, nämlich die orientalisches-byzantinisch-slavische Welt, deren wichtigster Repräsentant Rußland ist, und die westliche Welt. Die slavischen Völker haben ihre eigenthümliche Entwicklung gehabt. Nach Aussagen der griechischen und römischen Schriftsteller waren die alten Slaven friedlich und besaßen keine Aristokratie. Ihr sanfter, friedlicher Charakter sowie ihre demokratische Gesinnung werden ihnen die Herrschaft in der Zukunft sichern. „Falls die Verbrüderung der Völker, das Gefühl der Wahrheit und des Rechtes,“ sagt Chomiakow, der bedeutendste Gründer der Slavophilenlehre, „keine Träume sind, sondern eine ewige Lebenskraft besitzen, so liegt die Zukunft der Civilisation nicht

in der aristokratischen, eroberungsfüchtigen germanischen, sondern in der slavischen Race. Der Slave, Ackerbauer und Demokrat, hat ehrenvolle große Aufgaben und eine glänzende Zukunft." Die westslavischen Völker kommen jedoch in Berührung mit den romano-germanischen Völkern; manche von ihnen, wie die Pommern, giengen im ungleichen Kampfe unter, andere, wie die Tschechen, verloren sehr bald ihre Unabhängigkeit, und nur Polen allein war längere Zeit mächtig und einflussreich. Die östlichen Slaven hingegen, insbesondere die Russen, entwickelten sich selbständig, und letzteres bewahrte seinen eigenthümlichen Charakter.

Die westliche Civilisation bildete sich unter dem Einflusse der römischen Kirche, der alten römischen Civilisation und der Eroberung aus. Das Christenthum trug einen ganz anderen Charakter im Osten als im Westen. Nach der Scheidung der römischen Kirche aus der allgemeinen Kirche gerieth sie dank dem in ihr herrschenden rationalistischen Geiste und der Autorität der Päpste, welche sich über die Concilien erheben wollten, auf Abwege und gebar den Protestantismus. Auf dem gefühllosen Boden des Rationalismus wuchs die Civilisation und die Literatur West-Europas auf. Sein Staatsleben war durch Eroberung und Gewalt gegründet, und sein ganzes öffentliches Leben stellt eine Reihe von Gewaltthaten, Parteikämpfen und Revolutionen dar.

Ganz anders gestalten sich die Dinge in der orientalischn-byzantinisch-slavischen Welt, dessen Repräsentant das russische Volk ist. Die orthodoxe Kirche blieb der unabänderlichen Tradition der Kirche treu und ist deshalb die einzige wahre Religion, deren Lehren durch die Concilien beschlossen und durch die ganze Christenheit anerkannt wurden. Die Theologie der orientalischen Kirchenväter, insbesondere seit der Scheidung der Kirchen, ist die wahre christliche Philosophie. Das russische Volk nahm aus dieser reinen Quelle das Christenthum und die Ergebnisse der alten Civilisation an, und zwar nicht in der einseitigen römischen Auffassung, sondern direct aus dem Oriente, wo dieselben durch die christliche Lehre gereinigt und verbessert wurden. Die byzantinischen Schriftsteller bildeten die Grundlage der alten russischen Civilisation, die der westlichen in der äußeren Entwicklung wohl nachsteht, ihr aber durch das tiefe Verständnis der belebenden christlichen Wahrheiten weit überlegen ist. Ebenso grundverschieden ist das Staatsleben beider Civilisationen sowie deren Ursprung. Die westlichen Staaten entstanden durch Eroberung, während Rußland seinen Herrscher freiwillig einberuft. Dies spiegelt sich in der ganzen

weiteren Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten. Rußland wurde verschont von den mit der Eroberung verbundenen Gewaltthätigkeiten, hat weder den Feudalismus und Stände noch den inneren, in den westlichen Gesellschaften fortwährend tobenden Kampf gekannt; der Boden gehörte nicht der feudalen Aristokratie, sondern der Gemeinde; die orthodoxe Kirche kämpfte nicht mit dem Fürsten um die weltliche Macht; mit einem Worte: Eintracht, Freiheit und Friede bildeten die Grundlagen des russischen Rechtes. Die Zustände und die Civilisation Altrußlands trugen den Stempel der Orthodorie und der friedlichen Gründung des Staates. Rußland entwickelte sich naturgemäß; die tiefe Religiosität des Volkes verlieh ihm eine große moralische Kraft und leitete das Leben; mit einem Worte: Rußland zeichnete sich durch die Einheitlichkeit der Zustände, der Sitten und der Anschauungen aus. Der Staat war wie eine riesige Gemeinde, in welcher die Macht dem den allgemeinen Willen darstellenden Czaren gehörte; der enge Gemeindeverband drückte sich durch Versammlungen, die das ganze Volk repräsentierten und an Stelle der alten Wetsche traten, aus.

Das Fehlerhafte und Schädliche der Reformen Peters des Großen besteht darin, daß er die volksthümlichen russischen Grundsätze verleugnete, Europa nachahmte und der orientalischen Welt die ihr fremden westlichen Anschauungen aufdrängte. Seine Reformen waren eine Gewaltthat und trugen böse Früchte; sie zerstörten die Einheit des Volkes; das Staatsleben entwickelte sich zwar äußerlich, da es aber die Fühlung mit dem Volksgeiste verlor, schwand dessen belebende Wirkung; die höheren Classen wurden zufolge ihrer Bildung dem Volke entfremdet; die Kirche verfiel in den trockenen Formalismus, und nur das vernachlässigte Volk verblieb seinen alten Grundsätzen treu, verfiel jedoch in Unwissenheit, theilte sich in Secten u. s. w.

Damit das russische Leben den dem ursprünglichen Charakter der gräco-slavischen Orthodorie eigenthümlichen Weg einschlage, muß man zu den altrussischen Grundsätzen zurückkehren. Man braucht zwar nicht alles, was Rußland vom Westen angenommen hat, zurückzustößen, weil manche von diesen Errungenschaften nützlich sind. Unbedingt jedoch müssen die Grundsätze der westlichen Civilisation zurückgestoßen werden, weil diese Grundsätze für uns unpassend sind und sich sogar in ihrer Heimat nicht bewährten. Die Grundsätze der westlichen Civilisation sind falsch, weil sich der Westen von der allgemeinen Kirche lostrennte, und wenn er auch die Vernunft schärfte, viele nützliche Erfindungen machte und die äußeren Bequemlichkeiten des Lebens hob, so leidet er

doch an dem inneren, durch die Entfremdung der Vernunft und des Glaubens verursachten Zernüfnisse. Ein genauer Einblick in den Zustand des faulenden Westens weist die Unzulänglichkeit der Grundsätze seiner Civilisation nach. Rußland muß daher zu den wahren altrussischen Grundsätzen zurückkehren, seine höheren Classen im nationalen Geiste erziehen und im öffentlichen Leben den gegenwärtig vernachlässigten und in Vergessenheit gerathenen Grundsätzen Geltung verschaffen.

So beiläufig sprachen die Gründer des Slavophilismus in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des laufenden Jahrhunderts, und wenn auch die seitherigen historischen Forschungen viele ihrer Behauptungen als unstichhältig erwiesen, so waren doch die ersten Slavophilen aufrichtige, ehrenhafte Leute. Mit der Zeit wuchs die Zahl der Slavophilen. „Ihnen schließen sich,“ sagt Hypin, „die sogenannten kwasnyje (Ultra-)Patrioten an, die, ohne tiefer nachzudenken, sich mit hochtrabenden Phrasen über die Nationalität begnügen, Europa drohen, bei Ankunft slavischer Brüder in Entzückung gerathen, die Welt mit den befreundeten Amerikanern theilen, russificierende Elemente beistellen u. s. w. In manchen Fragen stimmen sie sogar den ‚Moskauer Nachrichten‘ Katkows bei.“

In den letzten zwanzig Jahren gewannen die Slavophilen einen großen Einfluß in Rußland. Schon zur Zeit Alexanders II. bekannten sich hohe Würdenträger zu ihrer Lehre. Der gegenwärtig herrschende Alexander III. sympathisirt mit ihnen und theilt gewissermaßen ihre Ansichten, die in der inneren Politik zur Geltung gelangten. Auch in der äußeren Politik verfolgen die Slavophilen und die Regierung dieselben Zwecke, nur möchten die Slavophilen energischer vorgehen und werfen der Regierung vor, daß sie zu viele Rücksichten für das faule Europa habe. In der bulgarischen Frage ist es ihnen gelungen, ihre Politik durchzusetzen, und neben der officiellen Politik führen die slavischen Wohlthätigkeitsvereine, mit Ignatiew an ihrer Spitze, und activen Diplomaten, wie Hitrowo und Perjiani, die Politik der Slavophilen durch. Die modernen Slavophilen sind unter dem Namen von Panflavisten in Europa genau bekannt. Wir wollen uns daher begnügen, ihre Theorien und Endzwecke nach dem Buche von Danilewski: „Rußland und Europa“, welches der berühmte Slavophile Strachow „den vollständigsten Katechismus und den Codex des Slavophilismus“ nannte, in aller Kürze zu besprechen.

Danilewski.

Die öffentliche Meinung Europas, sagt Danilewski, ist Rußland feindlich gesinnt, weil Europa Rußland fremd ist. Es wird dargestellt als ein eroberungsfüchtiges Land, eine Art politischer Ariman, eine bössartige, dem Fortschritte und der Freiheit feindliche Macht. Nun bemüht sich Danilewski nachzuweisen, daß Rußland gar nicht eroberungsfüchtig sei. „Eine Eroberung,“ sagt er, „ist ein politischer Mord oder wenigstens eine politische Verkrüppelung“ eines nationalen Organismus. Aber die Eroberung von Finnland, von den baltischen Provinzen, von Polen, von Bessarabien, von den Steppen Südrußlands, von Turkestan, von Sibirien u. s. w. waren vollkommen gerechtfertigt, waren eigentlich keine Eroberungen. Rußland hat oft gerade dadurch gesündigt, daß es gegen andere zu rücksvoll war. So z. B. war es nicht allein ein Fehler, sondern eine Ungerechtigkeit, Galizien an Osterreich auszuliefern; es war ein Fehler, die Moldau und die Walachei im Jahre 1829 nicht zu annectieren; endlich die Zustimmung Rußlands zur Occupation von Bosnien und der Herzegowina durch Osterreich nennt Danilewski den „Berliner Verrath“. Weiter bemüht er sich nachzuweisen, daß Rußland überhaupt nur Vertheidigungskriege oder solche wie im Jahre 1799, 1805 und 1807, in welchen es sich für Europa opferte, führte. Auch im Jahre 1812 kämpfte es für Europa. Welche glänzenden Bedingungen würde ihm Napoleon zugestehen, wenn es sich mit ihm verständigen wollte! Wie ließe sich ferner das Jahr 1848 ausnützen! Und wenn Rußland doch ein grenzenloser Ehrgeiz vorgeworfen, wenn es als Feind des Fortschrittes und der Freiheit dargestellt wird, so kommt dies davon, daß es Europa fremd ist. Europa sieht in Rußland und im Slavismus nicht allein ein fremdes, sondern geradezu ein feindseliges Element.

Nun wollen wir sehen, ob diese Ansicht gerechtfertigt ist, ob Rußland im culturhistorischen Sinne zu Europa gehört oder nicht.

Im culturhistorischen Sinne wird Europa mit der germano-romanischen Civilisation identificiert. Zwar außer der römischen entwickelte sich auch die griechische Civilisation eine zeitlang auf einem kleinen Theile des europäischen Continentes, aber dieselbe ist an den Meerußern Kleinasiens, wo Homer, der Gründer der griechischen Poesie, Thales, Herodotus, Hippokrates u. m. a. geboren sind, entstanden und erreichte ihre volle Entwicklung in Alexandrien. Die griechische Civilisation kann daher ebensogut asiatisch und afrikanisch wie europäisch genannt werden, während seit der Zeit des Aufschwunges

der auf der römischen Civilisation aufgebauten germano-romanischen Civilisation letztere europäisch genannt wird. Es fragt sich nun, ob in diesem Sinne Rußland zu Europa gehört?

Diese Frage beantwortet Danilewski mit einem entschiedenen Nein. Rußland hat, sagt er, weder aus den Lehren der Römer noch der Germanen seine geistige Nahrung geschöpft. Es hat keinen Antheil an dem geistigen Leben und an der Entwicklung Europas genommen. Mit einem Worte: „Rußland hat nichts Gemeinsames mit dem, was in Europa gut oder schlecht ist, folglich ist es nicht Europa. Weder seine Bescheidenheit noch sein Stolz gestatten ihm, sich als Europa zu bekennen.“ Und dann ist es vom russischen Standpunkte weder wünschenswert noch möglich, Rußland zu europäisieren. Wenn dies der Fall wäre, so müßten wir zugeben, „dass Rußland nicht allein ein großer und überflüssiger geschichtlicher Pleonasmus, sondern ein Hindernis für die Entwicklung der echten, allgemein menschlichen europäischen oder germano-romanischen Civilisation ist.“ Bildet aber Rußland als echt slavischer Staat ein Hindernis für die Entwicklung der Menschheit, und kann es nicht gezwungen werden, sich zu europäisieren, dann muß es im Interesse der Menschheit geopfert werden.

Dies wäre vollkommen richtig, wenn die europäische Civilisation die einzige humane wäre, und wenn es nicht andere berechnigte und entwicklungsfähige Civilisationen gäbe.

Diese Frage beantwortet Danilewski durch die Aufstellung der Theorie der verschiedenen Civilisationstypen. Bisher, meint er, hat man den Fortgang des historisch-culturellen Processes mißverstanden und sich einen falschen Begriff über den Fortschritt gemacht. Demzufolge leugnete man die Möglichkeit der Existenz verschiedener, voneinander unabhängiger Civilisationen, die keine gemeinsamen Bande hätten, und man betrachtete die europäische oder germano-romanische Civilisation als das Resultat der Entwicklung der ganzen Menschheit.

Die gegenwärtige Wissenschaft stellt den Westen und den Osten als Antithesen dar. Europa repräsentiert die Idee des Fortschrittes, der Bervollkommnung, der Entwicklung, Asien hingegen die Idee der Stagnation und der der modernen Cultur feindseligen Unwissenheit. Nun ist diese Darstellung grundfalsch. „In allen Welttheilen gibt es Länder, die mehr, weniger oder gar nicht dem Fortschritte und der Cultur zugänglich sind.“ Ferner: „Gesellschaften, die veraltet sind, die gelebt und ihre Mission vollbracht haben, müssen die geschichtliche Bühne verlassen, gleichviel ob sie im Osten oder im Westen leben. Alles,

was lebt, sei es ein Individuum, eine Race oder ein biologischer Typus, besitzt nur eine begrenzte Lebensdauer und muß endlich sterben.“

Ebenso künstlich ist die Eintheilung der Geschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit. Der Fall des westlichen römischen Kaiserreiches wird als die Thatsache bezeichnet, welche die Trennung der alten von der mittleren Geschichte bedeutet. War aber diese Thatsache wirklich so wichtig, daß sie einen Einfluß auf die ganze Welt ausgeübt hätte? War sie nicht den Chinesen, den Indiern und den Arabern vollkommen gleichgiltig?

Diese künstliche Auffassung der Geschichte kommt davon, daß man das Schicksal Europas oder eigentlich der germanisch-romanischen Race mit dem Schicksale der ganzen Menschheit identificierte. In der Wirklichkeit aber haben Rom, Griechenland, Indien, Ägypten, China und viele andere Völker ihre eigene alte, mittlere und moderne Geschichte, ja sogar mehrere scharf markierte Epochen oder Phasen.

Für einen Culturtypus, dessen Geschichte bereits abgeschlossen ist, können wir genau bezeichnen, wo seine Jugend endigt, wo seine Reife, sein Alter oder seine Agonie anfängt. Ebenso lassen sich diese Perioden analog auch für einen Culturtypus bezeichnen, dessen geschichtliche Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist. Keinesfalls aber läßt sich dies für die ganze Menschheit durchführen.

Danilewski unterscheidet in der bisherigen Weltgeschichte nachstehende Civilisationstypen: 1. den ägyptischen, 2. den chinesischen, 3. den assyrisch-babylonisch-phöniciſchen, 4. den indischen, 5. den iranischen, 6. den hebräischen, 7. den griechischen, 8. den römischen, 9. den neusemitischen oder arabischen, 10. den romanisch-germanischen oder europäischen. Bei zwei Typen, nämlich bei dem mexicanischen und dem peruianischen, wurde die Entwicklung gewaltsam unterbrochen. Diese Civilisationstypen erschöpfen jedoch keineswegs die ganze Sphäre der geschichtlichen Phänomene. Die obengenannten Typen sind die positiven Elemente der Geschichte; es gibt aber auch negative Elemente, wie die Hunnen, die Mongolen, die Türken u. m. a. Ferner gibt es Racen, die ihre Autonomie zu früh verloren haben oder auch aus anderen Ursachen in der Geschichte der Menschheit als ethnische Materie zur Schaffung anderer Culturorganismen beitragen. Zu dieser Kategorie gehören die Finnen. Die Civilisationstypen entwickeln sich nach bestimmten Gesetzen, und zwar:

I. Jede eine Sprache oder nahe verwandte Sprachen sprechende Race oder Völkerfamilie, wenn sie geistig begabt ist und die Kindheits-

periode bereits überstanden hat, bildet einen besonderen Civilisationstypus.

II. Die jedem Civilisationstypus entsprechende Civilisation kann sich nur dann selbständig entwickeln, wenn die Mitglieder dieser Völkerfamilie politisch unabhängig sind.

III. Die Grundsätze der Civilisation eines Typus können nicht als Grundlage für die Entwicklung eines anderen Typus dienen. Jeder Typus schafft seine eigenen Grundsätze und unterliegt nur bis zu einem gewissen Grade dem Einflusse vorheriger oder bestehender Civilisationen.

IV. Die Civilisation eines jeden Typus kann nur dann ihre volle Entwicklung erreichen, wenn die betreffende Völkerfamilie aus mannigfachen, eine Föderation bildenden, selbständigen ethnischen Elementen besteht.

V. Die Entwicklung der Civilisation der Typen hat viel Ähnlichkeit mit der Entwicklung der Pflanzen, die nur einmal Früchte tragen (Monocarpes), deren Wachstumsperiode sehr lang, während die Blüte- und Fruchtzeit sehr kurz und die Lebenskraft des Organismus auf immer erschöpft ist.

„Zu den größten Unsinnigkeiten,“ sagt Danilewski, „welche die Menschen je erdacht haben, gehört die Behauptung, daß die Menschheit unbegrenzt sich entwickeln und fortschreiten könne.“ Der Fortschritt äußert sich nur in der Entwicklung der besonderen Civilisationstypen und ist schon deshalb seiner Natur nach begrenzt und mannigfaltig. Er kann nicht immer dieselbe Richtung verfolgen, weil er sonst bald stehen bleiben müßte, und die Folge davon wäre die Versteinerung der Menschheit, wie dies bei mancher Gesellschaft der Fall ist. Der Fortschritt ist die successive Theilnahme an der Geschichte seitens der verschiedenen Elemente, aus welchen die Menschheit besteht, die Ausnützung des Bodens, auf welchem sich das historische Leben der Menschheit abspielt, nach allen Richtungen. „Damit die fortschrittliche Bewegung im Leben der Menschheit nicht aufhöre, ist es unbedingt nothwendig, daß, nachdem in einer Richtung ein gewisser Grad von Vollkommenheit erreicht ist, ein neuer Weg von einem anderen Ausgangspunkte und in einer anderen Richtung angetreten werde; mit anderen Worten, es ist unbedingt nothwendig, daß die Bühne der Geschichte durch neue Schauspieler, die andere psychische Eigenschaften, andere geistige Anlagen, andere Gefühle, eine andere Willensrichtung haben, besetzt sei, und diese Bedingungen können nur Völker, die zu

einem anderen Civilisationstypus gehören, erfüllen.“ Die ganze bisherige Entwicklung der Menschheit äußerte sich nur in der Entwicklung besonderer Civilisationstypen. Dasselbe muß auch in der Zukunft geschehen, da dies die einzige mögliche Art der Entwicklung der Menschheit ist. Das Princip der Menschheit im allgemeinen ist eine Fiction. Die Menschheit äußert sich nur durch besondere Civilisationstypen.

Aus der Typentheorie lassen sich nachstehende praktische Schlussfolgerungen ableiten: die slavische Race, die eine Völkerfamilie bildet, muß ihren eigenen Civilisationstypus schaffen, wenn sie sich nicht damit begnügen will, fremden Civilisationen ethnische Materie beizustellen.

„Demnach,“ sagt Danilewski, „sollte für jeden Slaven — Russen, Tschechen, Serben, Croaten, Slovenen, Slovaken, Bulgaren (gern möchte ich hinzufügen: Polen) — die Idee des Slavismus nach Gott und der heiligen Kirche die höchste sein, theurer als die Freiheit, die Wissenschaft, die Bildung und alle sonstigen irdischen Güter, weil ein Slave alle diese Güter nur dann erreichen kann, wenn die Idee des Slavismus verwirklicht, wenn der Slavismus eine intellectuelle, nationale und politische Unabhängigkeit besitzen wird; ja alle diese Güter werden als unabwiesbare Folgen dieser Unabhängigkeit und Selbständigkeit auftreten.“

Nun fragt es sich: ist es zeitgemäß, daß der Slavismus auf der geschichtlichen Bühne als besonderer Civilisationstypus erscheine? Wir wissen zwar aus der Geschichte, daß verschiedene Civilisationstypen sich gleichzeitig entwickeln können; jedenfalls aber ist es für uns wichtig zu wissen, ob der romanisch-germanische Civilisationstypus sich in seiner Jugend- oder Altersperiode befinde. Diese Frage wirft der Verfasser in der bei den Slavophilen üblichen Form: „Fault der Westen?“ auf. Seine Antwort klingt nicht so positiv wie bei den meisten Slavophilen, die keinen Anstand nehmen, bestimmt zu erklären, daß der Westen in Verwesung übergehe. Danilewski behauptet, daß der Verfall jeder Civilisation beginne, nachdem dieselbe ihren Höhepunkt erreicht habe. Nun habe die europäische Civilisation bereits Früchte getragen, und ihre Altersperiode beginne. „Die Sonne, unter deren Strahlen diese Früchte reif geworden sind, hat den Mittagspunkt überschritten und nähert sich dem Untergange.“ Deshalb ist die Entwicklung einer selbständigen slavischen Cultur nothwendig; dieselbe erscheint rechtzeitig.

Weiters untersucht Danilewski, ob die slavischen Völker genug charakteristische Kennzeichen haben, um als eigener Civilisationstypus auftreten zu können, und zu diesem Zwecke vergleicht er die Slaven mit dem romanisch-germanischen Typus vom ethnographischen, psychischen, religiösen und geschichtlichen Standpunkte. Sehr interessant ist die Untersuchung der psychischen Unterschiede zwischen dem slavischen und dem romanisch-germanischen Typus.

Das Kennzeichen der westeuropäischen Civilisation ist die Gewaltthätigkeit, welche eine Äußerung des übermäßig entwickelten Individualismus ist. Dieselbe äußerte sich im religiösen Leben durch die Unduldsamkeit, das Streben der katholischen Kirche, die Einigkeit des Glaubens durch gewaltsame Mittel zu erhalten, Häresien durch die Folter hintanzuhalten oder durch Feuer und Schwert auszurotten. „Was sonst wäre denn der Katholicismus, wenn nicht eine unter dem Einflusse des nationalen Charakters der romano-germanischen Völker ausgeartete christliche Lehre?“ Die christliche Lehre ist von jeder Spur der Unduldsamkeit frei. Der Katholicismus konnte daher den Geist der Intoleranz nur aus dem nationalen Charakter der ihn bekennenden Völker schöpfen. Beweis dessen ist, daß, als in einem Theile Europas der Protestantismus, diese par excellence freiheitliche Lehre, den Katholicismus verdrängte, derselbe ebenso unduldsam wie der Katholicismus wurde. Und wenn auch gegenwärtig Europa sich der religiösen Duldsamkeit erfreut, so kommt dies doch nur daher, daß die Religion an die dritte oder vierte Stelle zurückgetreten ist, sozusagen ihren öffentlichen Charakter verloren hat; da ist man denn freilich nach dem Sprichworte: „Ich opfere Dir, Gott, was ich nicht brauchen kann!“ tolerant geworden.

Dieselbe Gewaltthätigkeit äußerte sich in der colonialen Politik der europäischen Mächte. Ich brauche nur zu erwähnen die Gewaltthaten der Conquistadoren, die Ausrottung ganzer Völkerstämme und den Sklavenhandel.

Als das Hauptaugenmerk der europäischen Völker den Fragen der socialen und politischen Freiheit sich zuwandte, drückte sich die Neigung der romanisch-germanischen Völker zur Gewaltthätigkeit in den Greuelthaten der französischen Revolution aus. Man predigte die Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit mit dem Schwerte in der Hand, ebensowie Karl der Große und die Kreuzritterorden ihrerzeit das Christenthum predigten.

„Die revolutionäre Bewegung legte sich, das politische Interesse trat an die zweite, wenn auch bei weitem nicht so entfernte Stelle

wie die Religion zurück, und die materiellen Interessen traten an den ersten Platz. Diese Interessen sind ihrem Wesen nach individuell, und man sollte glauben, daß dieselben durch Gewalt nicht gefördert werden können.“ Und doch, in diesem civilisierten Jahrhunderte, im Anfange der Vierzigerjahre, zwang England China mit Kanonenschüssen, sich mit Opium vergiften zu lassen.

Ebenso gewaltjam ist das Verhältnis der Westmächte zu den durch die Türkei bedrückten slavischen Völkern. Falsch aufgefaßte egoistische Interessen des politischen Gleichgewichtes und der scheinbar gefährdeten europäischen Civilisation verlangen die Aufrechthaltung der türkischen Barbarei, und die Freiheit, das Leben und die Ehre der Slaven und Griechen werden diesem neuen Moloch geopfert.

Vergleichen wir die gewalthätige Geschichte Europas mit Rußlands Geschichte! Zu allen Zeiten legte das russische Volk der Religion eine außerordentliche Wichtigkeit bei. Und doch hat es nicht die Propaganda der Encyklopädisten gebraucht, um tolerant zu werden. Die Toleranz hat seit jeher das charakteristische Merkmal Rußlands gebildet.

Ebenso hat das russische Volk Eroberungs- oder sagen wir lieber Colonisationsperioden gehabt. Diese Eroberungen geschahen zumeist, wie zu den Zeiten der spanischen Conquistadoren, ohne Mitwirkung der Regierung. Und doch, was für ein Unterschied! Schwache, wilde Stämme wurden weder vernichtet noch ihrer Freiheit und ihres Eigenthumes beraubt. Man könnte ferner hinweisen auf die von jeder Gewaltthätigkeit freien Verhältnisse des russischen Volkes sowie der russischen Regierung zu den ihnen unterstehenden Völkern.

„Dies bildet ein besonderes Merkmal. Das Naturell slavischer Völker ist von der Gewaltjamkeit verschont geblieben, welche bei romanisch-germanischen Völkern unter der säculären Einwirkung der Civilisation nur das Feld ihrer Thätigkeit zeitweise ändert. Wird sich diese eingeborene Humanität nicht als besonderes, eigenthümliches Kennzeichen der Civilisation, welche die slavischen Völker schaffen werden, äußern?“

Ein zweites Merkmal des russischen Charakters läßt sich aus der Art, wie große Umwälzungen im Volksleben Rußlands stattfinden, ableiten. In Europa werden bedeutende Fragen als Ausfluß des Gedankens großer geschichtlicher Persönlichkeiten oder als Folge der geschichtlichen Ereignisse aufgeworfen, dieselben werden durch eine Partei aufgegriffen, und der Kampf der Parteien füllt das historische Leben des modernen Europa wie einst dasjenige des alten Rom oder

Griechenland aus. Ganz anders ist der Verlauf des geschichtlichen Ereignisses in Rußland. „Große Momente im Leben des russischen Volkes haben eigentlich keine Vorkämpfer, oder deren Einfluß und Bedeutung entspricht mindestens nicht der Wichtigkeit des Ereignisses. Die Umwälzung geschieht freilich nicht wie durch einen Deus ex machina, sondern der vorhergegangene Proceß ist ein rein innerlicher, geht still und unsichtbar im Inneren der Volksseele vor.“

Diesen Charakter zeigt auch die erste geschichtliche That des russischen Volkes. Die Slaven von Nowgorod befreien sich vom fremden Joche, aber innere Zerwürfniße bringen sie zur Verzweiflung. Ein gewisser Gostomysl tritt als Verkörperung des Gedankens des Volkes auf, und ohne Kampf der Parteien beschließt der Mir einstimmig, eine Botschaft zu entsenden, um einen Fürsten jenseits des Meeres zu suchen.

Noch deutlicher tritt dieser Zug des nationalen Charakters bei der Bekehrung des russischen Volkes zum Christenthume hervor. Großfürst Wladimir fühlt die Unzulänglichkeit des Heidenthums, den Drang nach einem Gegenstande der Verehrung, der seinem inneren Bedürfnisse besser entspräche. Auf seinen Ruf kommen Missionäre, er studiert verschiedene Religionen, sendet Botschafter, die den Cultus an Ort und Stelle sehen, und endlich nach reiflicher Erwägung entschließt er sich für die orthodoxe Religion. Seinem Beispiele folgend, befehrt sich das russische Volk nahezu widerstandslos zur Orthodoxie. Der innere Kampf in der Seele des Fürsten war nur eine präcisere und bewußtere Wiederholung dessen, was das damalige Rußland beiläufig dachte und fühlte.

Einen ähnlichen Charakter trug auch der Aufstand von Minin. Er tritt auf als Repräsentant der Gedanken und der Gefühle des ganzen russischen Volkes, die bei ihm zuerst zum vollen Bewußtsein gelangten.

Am allerdeutlichsten äußerte sich jedoch diese Eigenthümlichkeit des russischen nationalen Charakters bei einer Thatsache, die zu unseren Lebzeiten vorkam. Bei der Befreiung der Bauern ebensowie bei der Einberufung der Variagen, bei der Bekehrung zum Christenthume und bei der Befreiung von den Polen drückten sich die Gedanken und die Gefühle des russischen Volkes in einer Person, im Kaiser Alexander II., aus.

Es wäre ungerecht, aus der Art, wie die wichtigsten Umwälzungen im Leben des russischen Volkes stattgefunden haben, auf

Mangel an Energie und Selbstthätigkeit schließen zu wollen. Wenn die Absichten der Regierung der Überzeugung des Volkes widersprachen, oder wenn sich dasselbe gegenüber dem durch die Regierung angestrebten Ziele gleichgiltig verhielt, dann blieben alle ihre Bemühungen erfolglos.

„Aus dem obigen Charakterzuge des russischen Volkes ersehen wir, daß nicht das Interesse, sondern die innere moralische Überzeugung, die in seinem geistigen Organismus langsam zur Reife gelangt, den Ausschlag gibt; dann aber, wenn die Zeit der Verwirklichung gekommen ist, belebt sie das ganze Volk, bildet seine wichtigste Triebfeder, seine wesentlichste treibende Kraft. Und da das Interesse das Hauptmotiv von dem, was wir Parteien nennen, ist, so gibt es im ganzen geschichtlichen Leben Rußlands nichts Derartiges, was der Partei, dieser eigenthümlichen Erscheinung des romanisch-germanischen Lebens, entspräche.“ Zweitens: aus der geschichtlichen Eigenthümlichkeit der wichtigsten Momente der Entwicklung des russischen Volkes folgt, daß in jedem Russen von dem allgemeinen, nationalen russischen Elemente das individuelle, persönliche Element überwogen wird.

In religiöser Hinsicht unterscheiden sich die meisten slavischen Völker von den romanisch-germanischen dadurch, daß erstere orthodox, letztere katholisch oder protestantisch sind. Nun bemüht sich Danilewski ausführlich nachzuweisen, daß „das Christenthum in katholischer und protestantischer Auffassung bis auf die Wurzeln unterwühlt sei, daß weder das eine noch das andere die einfachste Kritik auszuhalten vermöge und sich nur noch eine Zeit lang aus Indolenz und Starrsinn, die auch ihrem moralischen Sinne anhaften, halte“. Die orthodoxe Lehre betrachtet die orthodoxe Kirche als einzig seligmachende. Jede andersgläubige Auffassung der Kirche beraube die Offenbarung ihrer Authenticität, untergrabe allmählich in den Gemüthern das Wesen des Christenthumes, und da eine echte Civilisation ohne Christenthum undenkbar sei, so gebe es bei Andersgläubigen keine Erlösung, auch nicht im weltlichen Sinne des Wortes.

Endlich sei auch der Verlauf der Geschichte der romanisch-germanischen und der slavischen Welt ein ganz anderer. „Im großen und ganzen,“ sagt Danilewski, „erfreut sich das russische Volk und der russische Staat einer geistigen und politischen Gesundheit, während Europa geistig überlebt ist, zufolge der einseitigen religiösen Auffassung, die es anstatt der allseitigen Wahrheit angenommen, so daß es bereits die Herkulessäulen erreicht hat, bei welchen angelangt,

es entweder in den unermeßlichen Ocean der Negation und des Zweifels stürzen oder zum lichtverbreitenden Osten zurückkehren muß; in politischer Hinsicht ist es zum unversöhnlichen Widerspruche zwischen den Anforderungen der während der Dauer seines ganzen Lebens entwickelten persönlichen Freiheit und der den Stempel der Eroberungen tragenden Vertheilung des Eigenthumes gelangt. Bei näherer Betrachtung überzeugen wir uns doch, daß auch Rußland nicht ganz gesund sei.“ Die Krankheit, an der es seit anderthalb Jahrhunderten leidet, die sich immer mehr ausbreitet und einwurzelt, und die nur in den letzten Jahren einige Symptome der Abnahme verräth, glauben wir am richtigsten das Europäisiren zu nennen. Infolge dieser Krankheit wurde das russische Leben gewaltsam in fremdländische Formen hineingezwängt, und die Hauptfrage, von der die Zukunft Rußlands und des Slaventhumes gegenwärtig abhängt, ist die, ob diese Krankheit einen gutartigen Charakter annehmen werde. Nach eingehenderem Studium der Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen überzeugen wir uns, daß die Versuche, Rußland zu europäisiren, die Unbekanntschaft mit den Interessen des russischen Volkes verriethen, grundfalsch, inopportun und dem Wohle Rußlands feindlich waren. „Die Europäisierungskrankheit hindert das russische Volk, seinem Berufe nachzukommen; sie vermag trotz der äußeren Macht des russischen Staates die Quelle seines nationalen Genius versiegen zu lassen, das geschichtliche Leben Rußlands seiner inneren vitalen Kraft zu berauben und seine Existenz ganz überflüssig zu machen . . . Um uns von der geistigen Unterdrückung, von dem fremdländischen intellectuellen Joche zu befreien, müssen wir uns mit unseren in Sklaverei schmach tenden Brüdern vereinigen, wir brauchen einen offenen Kampf mit unseren Feinden.“ Dieser Kampf nähert sich, er wird durch die orientalische Frage heraufbeschworen.

Die orientalische Frage gehört nicht zu denjenigen, deren Lösung der Diplomatie anvertraut werden kann. Sie muß durch die Waffen entschieden werden, weil das Schicksal der Menschheit nicht von der engherzigen, kleinlichen Weisheit der Staatsmänner abhängen darf.

Der orientalische Krieg ist keineswegs ein Krieg zwischen Europa und Asien, wie dies gewöhnlich behauptet wird. Im Oriente spielt sich seit jeher der Kampf zwischen verschiedenen Civilisationstypen ab. Im Alterthume war dies der Kampf zwischen der griechischen und der römischen Civilisation. Mit der Zeit übernahmen die Germanen die Erbschaft der Römer, die Slaven die Erbschaft der Griechen, und

die orientalische Frage verwandelte sich in einen Kampf zwischen der romanisch-germanischen und der slavischen Civilisation.

Wir wollen dem Verfasser in die geschichtliche Darstellung der orientalischen Frage seit dem 3. Jahrhunderte nicht folgen und werden uns nur auf die Besprechung seiner Schlussfolgerungen beschränken.

In erster Linie spricht sich Danilewski entschieden gegen die Theilung der Balkanländer zwischen Oesterreich und Rußland aus, weil „die Abtretung eines Stückes slavischen Bodens an Oesterreich ein Verbrechen gegenüber dem Slavismus und für Rußlands Interessen entschieden schädlich wäre“.

Weiter erklärt er, daß die föderative Form den Slaven in Oesterreich das Übergewicht sichern und die einheitliche Leitung der slavischen Sache unter Rußlands Leitung stören würde. Eine solche Föderation sei aber glücklicherweise unmöglich, da die Deutschen und die Ungarn sie nie zulassen werden und die österreichische Regierung sich bereits für den germanisch-ungarischen Dualismus entschieden habe. Übrigens, da Oesterreich ebenso wie die Türkei überlebt sei, so werde es dieser oder jener Versuch nicht lebensfähig machen.

Die Errichtung eines griechisch-byzantinischen Reiches wäre für die Interessen Rußlands und des Slavismus schädlich. Die Griechen würden in der Balkanhalbinsel eine ähnliche Rolle wie die Deutschen in Oesterreich spielen, und falls sie nicht imstande wären, die Slaven zu unterjochen, so würden sie, Oesterreichs Beispiele folgend, einen griechisch-rumänischen Dualismus gründen.

Weiters behauptet Danilewski, daß Rußland nie an die Eroberung der Türkei gedacht habe, und spricht sich für die Gründung einer slavischen Föderation aus, an welcher auch „jene nichtslavischen Völker, wie die Griechen, die Rumänen und die Ungarn, die, glücklicher- oder unglücklicherweise, mit der slavischen Welt unauflösbar verbunden sind, theilnehmen müssen. Diese fremde ethnische Materie dürfte sich in der slavischen Masse auflösen und wäre nicht imstande, in der großen slavischen Föderation den schädlichen, zersetzenden Einfluß auszuüben, welchen sie auf die kleinen slavischen Gesellschaften ausübt. Unter den nichtslavischen Mitgliedern der zukünftigen Föderation dürfen zwei, die Griechen und die Rumänen, nicht als ganz fremd betrachtet werden, weil der Mangel von Blutsverwandtschaft bei ihnen durch geistige Verwandtschaft ersetzt ist, indem sie, obwohl keine Slaven, so doch orthodox sind“. Die Ungarn, welche sich inmitten slavischer Länder niederließen und daselbst eine durchaus

unberechtigte herrschende Stellung viele Jahrhunderte hindurch einnahmen, müssen das Schicksal der großen slavischen Race theilen und sich mit einer untergeordneten Stellung begnügen. Überdies haben die Ungarn ebensowie die Griechen und die Rumänen viel slavisches Blut in sich.

Die zukünftige slavische Föderation unter Rußlands Hegemonie und mit Konstantinopel als Hauptstadt sollte aus Reichen mittlerer Größe bestehen. Es wäre unrichtig, die kleinen ethnographischen Unterschiede berücksichtigen zu wollen. Jede besondere Ambition sollte der slavischen Ambition geopfert werden. Demnach dürfte die slavische Föderation aller Wahrscheinlichkeit nach folgende Gruppen umfassen:

1. das russische Kaiserthum mit Galizien und dem ruthenischen Theile Ungarns.
2. die Länder der böhmischen Krone mit dem nordwestlichen, slowakischen Theile Ungarns;
3. das serbo-croato-slovenische Königreich;
4. das Königreich Bulgarien, vergrößert durch Theile von Rumelien und Macedonien;
5. das rumänische Königreich;
6. das griechische Königreich;
7. das ungarische Königreich;
8. die Provinz Konstantinopel mit anliegenden Theilen von Rumelien und Klein-Asien.

Was Polen anlangt, so könne es entweder gegen Rußlands Willen selbständig werden, sich den europäischen Mächten anschließen und allmählich dem deutschen Capital, der deutschen Colonisation und der deutschen Cultur unterliegen; oder im jetzigen Verhältnisse zu Rußland seinen gegenwärtigen Aspirationen treu bleiben und es zwingen, des öfteren zu den von Murawiew angewandten Mitteln zu greifen; oder sich allmählich in dem verwandten russischen Volke auflösen; oder endlich als Mitglied der slavischen Föderation glücklich und frei leben.

Die slavische Föderation sei der einzige feste Boden, auf welchem eine selbständige slavische Cultur sich entwickeln könne. In dieser Föderation wäre keine Bedrückung, jede Nationalität hätte die Möglichkeit, sich selbständig zu entwickeln. Die bestehenden Befürchtungen beruhen nur auf in Europa ausgestreuten Verleumdungen. Von selbst versteht sich jedoch, daß die slavische Föderation eine gemeinsame

Sprache haben müßte und dieselbe keine andere als die russische sein könnte.

Bevor jedoch der Slavismus unter Rußlands Führung auf der geschichtlichen Bühne erscheine, müsse Rußland einen siegreichen Kampf mit Europa ausfechten. Auf seiner Fahne werden wir lesen: „Orthodoxie, Slavismus und Dotation der Bauern“, was das moralische, politische und ökonomische Ideal der zum slavischen Civilisationstypus gehörigen Völker ausdrücke.

Zum Schlusse führt Danilewski aus, daß die griechische Civilisation eine culturelle, die römische eine politische, die hebräische eine religiöse, die europäische eine politisch-culturelle ist, einige Civilisationen haben keinen ausgesprochenen Charakter gehabt, und der slavische Typus ist der erste, der sämtliche Elemente, aus denen eine Civilisation bestehen kann, nämlich das religiöse, culturelle, politische und ökonomisch-socialle, vereinigt.



Wir sehen daher, daß sowohl die Gründer der slavophilen Lehre als auch ihr Philosoph Danilewski die Orthodoxie und die byzantinische Civilisation als Grundlagen der slavischen Civilisation betrachten. Ferner behaupten sie, daß die Entstehung des russischen Reiches eine friedliche gewesen sei, während die europäischen Staaten der Eroberung ihr Dasein verdanken. Unter dem Einflusse der Orthodoxie, des Byzantinismus und der friedlichen Entstehung des russischen Staates hätten sich die russischen socialen Zustände bis auf Peter den Großen derart entwickelt, daß dieselben ein Vorbild der Eintracht, der Freiheit und des Friedens seien und das Rußland des 17. Jahrhunderts das Muster eines slavischen Staates.

Danilewski bemüht sich nachzuweisen, daß Rußland nie Eroberungen gemacht habe. Es ist wirklich schade, daß er seinem Werke die Schulwandkarte von Slin im verjüngten Maßstabe, in welcher Rußlands Grenzen bei der Thronbesteigung eines jeden Czaren oder einer jeden Czarin seit 1500 bezeichnet sind, nicht beilegte. Aus dieser Karte würden seine Leser ersehen, daß seit 1500, d. i. seit beinahe vierhundert Jahren keine wenn auch noch so kurz dauernde Regierung am Ruder war, während welcher Rußlands Grenzen nicht nach irgendeiner Seite ausgedehnt worden wären. Diese Karte würde ja wirklich einen glänzenden Beweis für Rußlands Friedfertigkeit und dessen Mangel an Eroberungssucht liefern!

Freilich diejenigen, die die Beweisführung Danilewskis über Rußlands Friedfertigkeit und den ihm anhaftenden Mangel an Eroberungsfucht überzeugt, werden auch den Ausführungen der slavophilen Schriftsteller über Rußlands Eintracht, Freiheit und sonstige Folgen der freiwilligen Einberufung der Variagen Glauben schenken. Sie werden Aksakow zustimmen, daß „die Gewalt, die Sklaverei und die Feindseligkeit der Classen die Grundlagen der europäischen Staaten, hingegen der freie Wille, die Freiheit und die Friedseligkeit die Grundlagen des russischen Staates bilden. Diese Grundsätze kennzeichnen den wesentlichen Unterschied zwischen Rußland und West-Europa und beeinflussen die Geschichte beider Theile“. Vielleicht werden sie ebenso wie Constantin Aksakow durch Rußlands Demuth erbaut werden und werden mit ihm glauben, daß der Allmächtige diese Demuth belohnte, indem er den Russen die wahre, d. i. die orthodoxe Religion offenbarte und sie die Civilisation aus der reinen byzantinischen Quelle schöpfen ließ.

Die ersten russischen Slavophilen griffen, um das echt slavische Leben kennen zu lernen, in die Zeit der Wietsche, d. i. in das 12. und 13. Jahrhundert zurück. Nachträglich einigte man sich jedoch darüber, daß das russische Leben vor Peter dem Großen als Vorbild des echt slavischen Lebens zu betrachten sei. Dieses Leben haben wir aus russischen Quellen kennen gelernt. Seit einigen Decennien wird fleißig an der Geschichte Rußlands gearbeitet, und das Bild des russischen Lebens des 16. und 17. Jahrhunderts wird wohl nur wenige anlocken. Wie es nun auch sei, so müssen wir doch fragen, inwiefern die Zustände Rußlands im 17. Jahrhunderte Anspruch auf die Benennung „slavische Zustände“ haben?

Nach der Einberufung der Familie der Ruriks zerfiel das von ihr regierte Land in viele Fürstenthümer, die unaufhörliche Kämpfe miteinander führten. Der gegenwärtig von den Großrussen bewohnte Theil des modernen Rußland fiel im 13. Jahrhunderte unter das Joch der Mongolen und verblieb über zwei Jahrhunderte unter der mongolischen Herrschaft. Während dieser Zeit vereinigten oder eigentlich eroberten die Großfürsten von Moskau die Fürstenthümer, in welchen sie im Namen des Chans der Goldenen Horde den Tribut sammelten und eine Art Oberherrschaft ausübten, und gründeten das moskowitzische Czarenthum. Die Zustände des moskowitzischen Czarenthums vor Peter dem Großen sind daher keinesfalls allgemein slavische, sondern specifisch russische Zustände, welche sich unter dem

Einflüsse dreier Factoren: der Orthodoxie, der byzantinischen und der asiatischen Civilisation entwickelten, und welche mit den Zuständen anderer slavischen Völker, welche dem Einflusse der römischen Civilisation und der katholischen Kirche unterworfen waren und ihre eigene, besondere, selbständige Geschichte hatten, sehr wenig Gemeinsames haben.

Das wissen die Slavophilen nur zugut. Danilewski behauptet daher, daß einem Volke, das einem anderen Civilisationstypus angehört, eine fremde Civilisation keinen Nutzen bringen könne. Deswegen spricht er auch den Polen jedes culturelle Verdienst ab und geht über sie einfach zur Tagesordnung über. Ebenso hat sich für die Czechen, seiner Ansicht nach, die romanisch-germanische Civilisation als völlig unfruchtbar erwiesen. Zu ihrem Glücke jedoch verhielten sich die Czechen nicht ganz passiv zu den ihnen fremden Civilisationseinflüssen. Sie bemühten sich, dagegen aufzutreten, und nur ihre antigermanischen, eigentlich antieuropäischen Proteste, die sich zuerst im Hussitenthume und im 19. Jahrhunderte im Panславismus äußerten, können und sollen den Czechen als culturelles Guthaben gelten. Im romanisch-germanischen oder europäischen Sinne seien ihre Bemühungen ebenso erfolglos gewesen wie die der Polen.

Um diese Ansichten theilen zu können, müßten wirklich die Polen, die Czechen, die Croaten sowie andere slavische Völker, die katholisch geworden und dem Einflusse der romanisch-germanischen Civilisation ausgesetzt gewesen sind, die von Aksakow so hoch gepriesene Demuth besitzen. Aber selbst diejenigen slavischen Völker, welche mit Rußland eine gemeinsame — die orthodoxe — Religion haben und als solche Zöglinge der byzantinischen Civilisation sind, fühlen sich von Rußland abgestoßen, wenn sie es näher kennen lernen. Wir brauchen nur auf die Bulgaren, die Ruthenen und bis zu einem gewissen Grade auch auf die Serben hinzuweisen.

Wenn es überhaupt je ein Land gab, welches die Bedingungen in sich vereinigte, um von selbst in Rußlands Machtphäre zu fallen, so war es gewiß Bulgarien. Die altbulgarische Sprache, in welche Cyrillus und Methodius die heilige Schrift übersetzten, und die seitdem in der slavischen Liturgie als Kirchensprache fungiert, übte einen großen Einfluß auf die Ausbildung der russischen Sprache. Infolgedessen sind die russische und die bulgarische Sprache einander so ähnlich, daß Russen und Bulgaren sich vollkommen verstehen, was bei anderen slavischen Völkern nicht der Fall ist. Ferner blickten seit vielen Jahren die Bulgaren hoffnungsvoll auf die Russen, wurden durch sie vom

Türkenjoch befreit und waren ihnen dafür innig dankbar; ein Neffe des Czaren bestieg den bulgarischen Fürstenthron, bezog eine ansehnliche Civilliste vom Czaren, und russische Generäle, zu bulgarischen Ministern ernannt, übten einen unbeschränkten Einfluß auf Bulgariens Schicksale. Aber selbst unter diesen so günstigen Bedingungen ist es Rußland nicht gelungen, Bulgarien dauernd an sich zu fesseln. Den Generälen Ehrenroth, Sobolew und Kaulbars ist es gelungen, die am meisten russisch gesinnten Bulgaren, selbst den Neffen des Czaren von Rußland abwendig zu machen und Bulgarien in das Lager der Feinde Rußlands zu treiben.

Noch lehrreicher sind die Verhältnisse der Russen und der Ruthenen. Wie bekannt, unterwarf sich der Kosakenhetmann Chmielnicki im Jahre 1654 freiwillig der russischen Oberherrschaft, und der Czar Alexsiej-Michailowicz sicherte ihm im Vertrage von Perejaslaw volle Autonomie zu und bestätigte die Privilegien des Kosakenheeres. Kurz vor seinem Tode erkannte Chmielnicki seinen Fehler, und in der That, ehe ein Jahrhundert vergangen war, hatte sich jede Spur von der Sonderstellung der Kosaken verloren. Ein kleiner Theil der Kosakenführer wurde geadelt und mit Gütern beschenkt. Viele tausende Kosaken wurden an die Ufer des Kuban versetzt oder zur Erbauung von Petersburg verwendet, und der weitaus größere Theil der Kosaken sank zu Leibeigenen herab. Im 18. Jahrhunderte befaßte man sich wenig mit der Frage der Nationalität. Als sich jedoch im 19. Jahrhunderte das ruthenisch-nationale Gefühl zu regen begann, trat ihm die russische Regierung mit aller Entschiedenheit entgegen. Im Jahre 1876 wurde verboten, in ruthenischer Sprache was immer, mit Ausnahme von Liedern und alten Documenten, zu drucken, und selbst dann mußten Vorwort und Erläuterungen in russischer Sprache geschrieben sein. Dieses Verbot wird so streng eingehalten, daß im Sommer 1892 in Kiew und in Odeffa verboten wurde, ein bereits im Jahre 1875 in ruthenischer Sprache erschienenenes Büchlein über die Cholera neu aufzulegen. In den niedersten Volksschulen wird der Unterricht in großrussischer Sprache ertheilt, und letztere Sprache wird sowohl bei Gericht wie bei sonstigen officiellen Acten ausschließlich gebraucht, kurz, jede Bemühung, die ruthenische Sprache und die ruthenische Nationalität zu fördern, stößt auf energischen Widerstand. Wie gewöhnlich verfehlte der polizeiliche Druck sein Ziel und spornte die ruthenischen Patrioten erst recht zu einer regen Thätigkeit an. Die Zahl der gebildeten Leute, die sich als Ruthenen fühlen, nimmt immer rascher zu, und seit ein

paar Decennien findet die ruthenisch-nationale Bewegung auch beim Adel der am linken Dnieperufer gelegenen ruthenischen Gouvernements immer mehr Anklang. Die im Jahre 1890 in Galizien erfolgte Bildung der ruthenischen Nationalpartei, welche Rußland ebenso feindlich gesinnt ist wie die Polen, ist auf die Vorgänge in Rußland zurückzuführen, und diejenigen, welche die ruthenische Bewegung studieren wollen, verweisen wir auf die in Lemberg in ruthenischer Sprache erscheinende Monatschrift „Prawda“ (die Wahrheit), welche sich, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend mit dem, was in den ruthenischen Provinzen Rußlands geschieht, befaßt, und deren Artikel mit genauer Kenntnis der russischen Zustände verfaßt werden. Schon vor einigen Jahren gab es Anzeichen, daß die ruthenisch-nationale Bewegung die Ruthenen zu Österreich bringen wird, und im Jahre 1883 schrieben wir in einer strategischen Studie unter dem Titel „Hauptziel des österreichisch-russischen Krieges der Zukunft“: „Schon jetzt kommen einige gebildete Kleinrussen zur Einsicht, daß sie nur in Österreich die entsprechenden Bedingungen zur Entwicklung ihrer Nationalität finden können. Wir erwähnen nur die Schließung der Abtheilung der geographischen Gesellschaft in Kiew wegen österreichischer Tendenzen. Und da diese Idee so einleuchtend sein muß für jedermann, der imstande ist, darüber nachzudenken, so scheint es unzweifelhaft, daß sie in kurzer Zeit große Fortschritte zur Verwirklichung machen wird.“

Mit den Serben trat Rußland am Anfange des laufenden Jahrhunderts in Berührung. Die von den Türken hart bedrängten serbischen Aufständischen wandten sich bald an Österreich, bald an Rußland um Schutz und Hilfe. Letzteres nützte die Gelegenheit aus, und am 30. Juni 1807 vereinigte sich ein 1500 Mann starkes russisches Corps mit den Serben in der Nähe von Negotin. In dem im Jahre 1812 zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossenen Frieden von Bukarest wurde im Artikel VIII stipuliert, daß die Verwaltung der inneren Angelegenheiten den Serben selbst überlassen werde, daß dieselben nur mäßige Steuern zahlen sollten u. s. w., und dadurch gelangte Rußland zu einem anerkannten und vertragsmäßig gesicherten Protectorate, indem es auf Grund des erwähnten Artikels berechtigt war, die Serben gegen die Türkei in Schutz zu nehmen. Dieses für Rußland so günstige Verhältnis dauerte bis zu dem zwischen den alliierten Mächten, der Türkei und Rußland am 30. März 1856 in Paris abgeschlossenen Frieden, dessen Artikel XXVIII den Serben eine unabhängige nationale Verwaltung, unter der gemeinsamen Garantie der Mächte, sicherte. Zu

Anfang der Siebzigerjahre unterstützten die Russen abermals die Serben gegen die Türken. Zahlreiche russische Officiere und Soldaten nahmen thätigen Antheil an dem serbisch-türkischen Kriege, und der russische General Czerniajew leitete denselben. Bald aber erregte die Willkür und Rücksichtslosigkeit der Russen Mißmuth und Unwillen bei den Serben, und beim Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges zögerte Fürst Milan, sich an demselben zu betheiligen. Erst am 13. December 1877 erklärte Serbien der Türkei den Krieg, und am 3. Jänner 1878 zog Fürst Milan in Nißch ein, welches bald darauf hinter dem Rücken des Serbenfürsten einem russischen Gouverneur übertragen wurde.

Vor kurzem erschien in der Druckerei des russischen Generalstabes in Petersburg ein Buch unter dem Titel: „In Serbien. Aus den Erinnerungen an den Krieg in den Jahren 1877 bis 1878“, dessen Verfasser, Generallieutenant Bobrikow, vom August 1877 bis Mai 1878 als Delegierter des russischen Hauptquartiers in Serbien fungierte. In diesem Buche, welches von einer grenzenlosen Verachtung für alles Serbische erfüllt ist, lesen wir, daß alle serbischen Parteien nur ein „politisches Proletariat“ seien, welches das unglückselige constitutionelle System ausgebrütet habe, daß die serbische Armee ein undisciplinierter Bauernhaufen und der vielgerühmte serbische Patriotismus nur ein Ammenmärchen sei. Vor seiner Abreise von Serbien legte General Bobrikow dem Fürsten Milan ein in französischer Sprache abgefaßtes Schreiben an den Czaren zur Unterschrift vor, welchem wir nachfolgende Stellen entnehmen:

„Sire! Die väterliche Fürsorge, welche Eure kaiserliche Majestät nicht aufgehört haben, Serbien durch eine Reihe wahrhaft großer Wohlthaten zu bekunden, und das hohe Wohlwollen, mit welchem Eure Majestät mich persönlich beehren, haben mir stets die tiefste Dankbarkeit eingeflößt und machen mir zur heiligen Pflicht, alle meine Bemühungen darauf zu richten, mich dieser erhabenen, weder von meinem Volke noch von mir bisher völlig verdienten Gunst würdig zu erweisen. . . Aber die Südslaven sind noch von Gefahren umringt, und ohne eine brüderliche Allianz untereinander unter der wohlthätigen und schutzreichen Führung Rußlands könnten sie sich schwerlich auf der Bahn des Fortschrittes behaupten. . .“

Fürst Milan weigerte sich, diesen Brief zu unterschreiben, und Rußland wandte sich von Serbien ab. Die Erniedrigungen, welche Serbien in den Jahren 1877 und 1878 von Rußland zu erdulden hatte,

sind allgemein bekannt. Czar Alexander II. nannte die Serben in einem Tagesbefehle Feiglinge, und auf dem Berliner Congresse verdankte Serbien nur dem Eintreten Oesterreichs seine Erfolge. Und wenn trotzdem in Serbien die russische Partei so mächtig ist, so gibt uns das Buch von Bobrikow einen Aufschluß darüber. „Versuchen Sie es heute,“ sagte zu Bobrikow vor dessen Abreise nach Belgrad der gegenwärtige Botschafter in Konstantinopel, Melidow, „sich mit einer Fraction zu verständigen, und Sie werden morgen alle anderen gegen sich haben.“

Gelegentlich der Reise des Königs Alexander von Serbien nach Petersburg erfuhren die serbischen Staatsmänner, wie demüthig sie sein müssen, um mit Rußland auskommen zu können, und es ist zu erwarten, daß der junge König Alexander der Zusage seines Vaters, daß er „die serbische Nationalität nicht im Panславismus untergehen lassen wolle,“ treu bleiben werde.

Aus dem Vorgebrachten können wir ermessen, wie die Beglückung der slavischen Völker beschaffen wäre, wenn es Rußland gelänge, die von Danilewski geplante Föderation zu verwirklichen. Jede Regung der Selbständigkeit, jeder Schritt, mit welchem sie bekundeten, daß sie an ihrer nationalen Individualität festhalten, würde ihnen als Verbrechen angerechnet, und wie rücksichtslos Rußland gegen diejenigen sein kann, die seinen Absichten entgegentreten oder seine Pläne durchkreuzen, das hat Serbien 1877 und 1878 zu fühlen gehabt, das fühlt gegenwärtig Bulgarien.

Der Föderalismus entspricht jedoch durchaus weder Rußlands Traditionen noch seinen Neigungen. Rußland befolgt seit Jahrhunderten eine planmäßige, systematische Politik, deren Endziel die Eroberung und die Russificierung der Nachbarländer ist. Zuerst bereitet es den Boden vor, trachtet eine russische Partei im Lande zu schaffen und einen dauernden Einfluß daselbst zu gewinnen, wobei es an die Leidenschaften appelliert, trachtet ferner das Land nicht zur Ruhe kommen zu lassen und alles, was dessen innere Lage festigen würde, zu untergraben. Bei günstiger Gelegenheit sucht es seinen Einfluß in gesetzliche Formen zu kleiden, und wenn es endlich seine Hand auf ein Land gelegt hat, so begnügt es sich anfangs mit einem bescheidenen Maße von Unterwerfung. Mit der Zeit wendet es sich gegen die höheren Classen, welche die Traditionen und die Aspirationen des Landes treu bewahren, reizt sie zum Aufstande und geht nach dessen Niederwerfung gegen dieselben rücksichtslos vor. Selbst dort, wo sie Rußland vollkommen

ergeben sind, wie z. B. die Deutschen der baltischen Provinzen, geht es gegen die gebildeten Stände vor und beraubt sie ihrer Rechte und Privilegien, weil ganz Rußland nach dem Wunsche seiner Machthaber centralisirt, orthodox und russificirt sein soll. So macht es Rußland in Asien wie in Europa. Im „Antagonismus der englischen und russischen Interessen in Asien“ schilderten wir diesen Vorgang gegenüber den Kirgisen, den Baschkiren, den Tzerkessen und anderen durch Rußland seit längerer Zeit unterworfenen asiatischen Völkern. Ebenso wird in Europa gegen die Tartaren von Kazan und Astrachan, gegen die Polen, die Ruthenen, die Rumänen, die Deutschen, die Juden, die Finnländer vorgegangen; denn wenn Rußland ein Land erobert, trachtet es, dasselbe zu russificieren. Oberst Weninkow schreibt in seinem Buche über „die russischen Grenzländer“, daß Rußland den Chanaten von Chiwa, Buchara und Kokand keine unabhängige Verwaltung gewähren könne, da es sonst die Russificierung der eroberten Länder nie verwirklichen würde. Aus demselben Grunde geht es gegen die Deutschen der baltischen Provinzen, die dem Czarenreiche seit nahezu zwei Jahrhunderten den größeren Theil der hohen Würdenträger beistellten, vor.

Die öffentliche Meinung in Europa ist, wenn auch nicht genau, so doch bis zu einem gewissen Grade über die Art, wie die Polen, die Deutschen und die Juden in Rußland behandelt werden, informiert. Nun wollen wir die Lage der in Bessarabien ansässigen Rumänen nach dem in Bukarest erschienenen Buche vom Senator Soimesco „Romania, Rusia si intreita alianta“ (Rumänien, Rußland und die Trippelallianz) schildern:

„Wer magt es, noch jenseits des Pruth zu sagen, daß er ein Rumäne ist? Er würde seine Kühnheit gewiß unter der Knute büßen und dieses nationale Verbrechen mit einem Aufenthalte in Sibirien bezahlen. Nur der Bauer in der Einfachheit seines ländlichen Lebens entschlüpft noch den Russen. Aber ein großer Theil des Bauernthums ist gewaltsam in das Innere Rußlands und in den Kaukasus übersiedelt worden. Auf ihren Platz brachte man Kosaken. Das Gleiche geschah auf den Gütern, welche den rumänischen Bojaren auf alle erdenkliche Weise aus den Händen gewunden wurden. Vor den Gerichten hört man kein anderes Wort als russisch. Ebenso ist es in den Schulen. Sogar in den Kirchen gibt es nichts als russische Popen, und dem Rumänen ist es nur gestattet, sein Gebet zu Gott in russischer Sprache zu verrichten, die er nicht versteht. Charakteristisch ist in dieser

Beziehung ein Bericht des Consistoriums in Kischeneff an die Synode in Petersburg, worin es heißt: „Jedermann, der die bessarabischen Dörfer besucht, wird von Staunen darüber erfaßt, daß die Landbevölkerung kein Wort russisch versteht. Es werden russische Schulen errichtet, die moldauischen Pfarrer werden durch russische ersetzt, die Liturgie in den Kirchen wird nur russisch abgehalten, und auch für die Beichte ist die russische Sprache vorgeschrieben worden. Bei den Gerichten sind die Dolmetscher abgeschafft worden, und die Parteien werden gezwungen, sich der russischen Sprache zu bedienen. Trotzdem hat dies alles bis jetzt noch nicht zum Ziele geführt und haben die Bauern noch nicht hinreichend die russische Sprache erlernt. Es ist daher nothwendig, daß auch die Schulen dem Consistorium unterstellt werden, damit mit Hilfe der Priester die Behörden in der Russificierung der Bevölkerung unterstützt werden.“

Hieraus ersehen wir, daß die Kirche in Rußland ein willfähriges Werkzeug der Regierung ist und auf die Russificierung der Rumänen hinarbeitet, und daß Rußlands Vorgehen gegen alle anderen Nationalitäten, gleichviel ob dieselben slavischer oder nichtslavischer Abstammung, orthodox oder andersgläubig sind, das nämliche ist. Das Schicksal der Völker, die Rußland unterwerfen würde, falls es ihm gelingen sollte, die Aspirationen der Slavophilen zu verwirklichen, dürfte kaum beneidenswert sein.

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Kuruzzen- und Labanczen-Zeit Ungarns.

Von Dr. F. v. Kronsz.

Graz.

I.

Die ungarische Magnatenverschwörung der Jahre 1665 bis 1671 hatte ihr gewagtes Spiel verloren; die Vordermänner: Banus Peter Brinhi, Franz Frangepani und Franz Nádasdi büßten ihre Pläne unter dem Schwerte des Henkers; Franz Rákóczi, den Sohn des verstorbenen Fürsten Siebenbürgens, Georgs II., deckten die Fürsprache seiner loyalen Mutter, Sofiens, der letzten aus dem Hause Bátori, und wohl auch der Einfluss des Jesuitenordens, der beiden so

viel verdankte. Dem rührigsten Agenten der antidynastischen Bewegung, Stefan Bitnyédi, dem Anwalt und Bannerträger des Protestantenthums — „prókátor és főember“ nannten ihn seine Glaubens- und Gesinnungsgenossen — ersparte rechtzeitig Tod Verhaftung und noch Schlimmeres, wovon hunderte betroffen wurden.

Die Dynastie und die gesetzliche Gewalt hatten gesiegt, den im Osten und Westen vorbereiteten Aufstand niedergeworfen, und im Rathe der Krone erwog man nun die weiteren Maßregeln.

Noch vor der Katastrophe begegnen wir der bedeutungsvollen Äußerung in Briefen Kaiser Leopolds I., „er wolle sich der occasio bedienen und in Ungarn die Sachen anderß einrichten“. Die Widerstandskraft des ungarischen Parlamentes und das trotziges Selbstgefühl der Comitate im Ankämpfen gegen alle unliebsamen Regierungsmaßregeln, der Gegensatz in der Stellung der Krone zu den Ständen, wenn man deren Fügsamkeit in den Ländern diesseits der Leitha mit deren Unbotmäßigkeit jenseits dieser Flußgemarkung verglich, alles dies beschäftigte schon geraume Zeit die leitenden Kreise Wiens und legte ihnen den Gedanken nahe, den grellen Gegensatz „auszugleichen“.

Jetzt schien der maßgebende Augenblick gekommen, und eine Persönlichkeit wie der Hofkanzler Hocher, die Verkörperung des Staats- und Strafrechtes, sprach es in seinem „Gutachten“ unumwunden aus, man müsse das widerspenstige Ungarn für immer bändigen. „Glaube ja nicht, o Herr,“ heißt es in diesem Gutachten, „sie durch irgendeine Hoffnung auf Barmherzigkeit gewinnen zu können; einen wenn auch noch so angenehmen Herrscher verschmähen sie; lieber lassen sie sich in Verschwörungen und Ränke ihrer Großen verwickeln als die gesetzliche Herrschaft eines einzigen gefallen. Bei der ersten Gelegenheit, die sie erspähen, kehren sie zu ihrem Vorhaben zurück, und nimmer werden ihnen die Bannerträger fehlen, welche dem Sicherem und Althergebrachten das Neue, Zweifelhafte und Gewagte vorziehen und mittelst Furcht und Hoffnung die übrigen zu den Waffen rufen. Der Friede ist mit Heeresgewalt gegründet worden und muß durch sie behütet werden“ . . . „Der diesem Volke angeborne Troß wird nur durch Zwang gebeugt, sein unbändiges Wesen nur durch Gewalt gezähmt werden“ . . . „Entschlüpfen sie einmal, dann lassen sie Dir, o Herr, ihr Gewahrjam leer und voll des Gespöttes und werden, frei geworden, nie mehr freiwillig in die früheren Schranken zurückkehren, indem sie bald Miene machen werden, Dir Gesetze vorzuschreiben, welche Du ihnen vorzuschreiben willens warst“ . . .

Indem Höher Ungarn als eroberte Provinz und seine bisherigen Vorrechte und Freiheiten als verwirkt betrachtet, stellt er dem Kaiser den günstigen Erfolg der Neugestaltung Ungarns vor Augen: „Die Ungarn werden sich bald an die deutschen Soldaten gewöhnen, die Nation lieben, die sie jetzt verfluchen, und bald dem Deutschen befreundeter, darin Beredsamkeit anstreben; doch bedarf dies alles der Hilfe Gottes und der Zeit.“¹⁾

Wenn sich die Wiener Regierung entschloß, über Ungarn den Ausnahmestand zu verhängen und dessen Frucht, die Neugestaltung des Karpathenreiches, auf dem Fuße der Erbländer durchzuführen, Ungarn in ein „Erbreich“ umzuwandeln, wie der Bericht des gut unterrichteten Botschafters Venedigs am Kaiserhofe, die final-relazion Morosinis aus dem Jahre 1674, dem Senate kurzweg meldet, wenn sie rücksichtslos strafen und dauernd einschüchtern wollte, dann mußte sie die Ausgiebigkeit ihrer Machtmittel auch richtig berechnen und ihre Ziele nicht ins Geleise von Parteiinteressen drängen lassen; sie mußte sich nicht bloß stark fühlen, sondern auch stark bleiben, nicht bloß gehaßt, sondern auch geachtet oder doch gefürchtet sein. Vor allem mußte sie aber ihre eigentliche Gegnerschaft im Lande genau erkennen und, wenn sie ein „deutsches Regiment“ in Ungarn durchsetzen wollte, das Deutschthum im Lande, den Bürger der oberungarischen Freistädte, nicht ins Herz treffen und ihn jener Gegnerschaft nicht in die Arme treiben, ihn, der doch naturgemäß als Interessenverwandter auch ein Schützling der Krone sein sollte.

Es war ein verhängnisvoller Fehler, wenn man die Begriffe „Rebellion“ und „Protestantismus“ zusammenwarf, wenn die Regierung sich beeilte, als Anwalt der Wünsche der katholischen Hierarchie Ungarns und ihres Schützlings, des Jesuitenordens, vor allem die römische Kirche, das „Papistenthum“, wie es die Katholiken in ihrem Grolle bezeichneten, den Deutschstädtten mit aller Gewalt aufzudrängen und sich dabei jener als Vollmachtsträger zu bedienen, die dem deutschen Freibürger von Hause aus abgeneigt, ja spinnefeind waren.

Denn daß die Magnatenverschwörung nichts weniger als protestantisch in ihrem Wesen, daß sie vielmehr interconfessionell, aristokratisch und national-magyarisch war, beweist die Thatsache, daß ihre bedeutendsten Vordermänner: Palatin Wesselényi, Judex curiae

¹⁾ Das lateinisch abgefaßte Gutachten findet sich abgedruckt im Archiv f. St. u. G., h. v. d. Wiener kais. Akad. (1852). Bd. 8.

Nádasdi, beide Öbner des Jesuitenordens, gleichwie Franz Káfóczy ein solcher war, Banus Peter Zrinyi und Frangepani als eifrige Katholiken, andererseits Witnyédi und Stefan Tóköli als Häupter des Protestantismus erscheinen, daß dabei der glaubensverwandte oberungarische Comitatzadel den Ton angab und der offenste und bedeutendste Gegner der militärischen und politischen Regierungsmaßregeln, der katholische Autonomist Niklas Zrinyi, Peters früh (1664) verstorbener Bruder, den bedeutungsvollen Wahlspruch: „Ne bántsd a magyart!“ (Rühr' den Ungarn nicht an!) im Munde führte.

Ein politischer Mißgriff war und blieb es, den Schwerpunkt der Maßregeln in die katholische Restauration des oberungarischen Städtewesens zu legen und religiöse Leidenschaften, das Gefühl des Verfolgtwerdens um des Glaubens willen dort wachzurufen, wo man weit eher loyale Empfindungen zu kräftigen allen Anlaß hatte; es war ein arges Verkennen der Sachlage und des eigenen Vortheiles, dem katholischen Magharenthum und seiner Hierarchie das „Restaurationswerk“ in den vorwiegend oder ausschließlich deutschen Freistädten des Berglandes zu überweisen und seinem Protestantismus das Geschick des politisch-confessionellen „Martyriums“ in den Augen der Glaubensgenossen des Auslandes zu besichern.

Dennoch das Preßburger Untersuchungstribunal (judicium delegatum mixtum), seit 1673 insbesondere viel beschäftigt, zeigte schon in seiner Zusammensetzung, daß es vorzugsweise mit dem „protestantischen Empörungsgeiste“ aufräumen wolle. Seine Leiter waren durchaus katholische Kirchenfürsten, der Primas Szelepcsényi an der Spitze, und die Beisitzer, den Schriftführer Lapsansky eingerechnet, sämmtlich katholische Magharen. Mußte dies nicht in protestantischen Kreisen, angesichts der rücksichtslosen Strafmaßregeln, den grollenden Verdacht nähren, man wolle alle Schuld nur ihnen zuwälzen und das katholische Magharenthum als schuldlos hinstellen?

Besaß aber auch die Regierung, angesichts einer gewitterhaften europäischen Sachlage, inmitten einer drohenden Allianzbildung zwischen den alten Feinden Osterreichs, Frankreich und der Pforte, auf gespanntem Fuße mit dem türkischen Vasallenlande Siebenbürgen und dem bourbonenfreundlichen Polen — besaß sie aber auch Truppen, Geld und Ausdauer genug, um den Ausnahmestand in Ungarn, die Wiener Cabinetsregierung, durch ihr Organ, den „Statthalter“ Ampringen, einen ehrlichen Mann,

aber Neuling in den Landesverhältnissen, wirksam und unanfechtbar zu gestalten? War sie dem gefährlichsten Gegner, dem passiven Widerstande, gewachsen, den überall, nicht nur in calvinischen und lutheranischen, sondern mit gleicher Stärke auch in katholischen Kreisen weltlicher und geistlicher Art das autonomistisch gesinnte Magyarenthum dem unleidlichen „Octroy“ entgegenzusetzen begann, und der nur allzubald die Gubernatur Umprägung zu einem verlorenen Posten machen sollte? Männer wie Leopold Kollonitsch, der Wiener-Neustädter Bischof, Kammergraf von Pressburg und Mitglied des hierorts tagenden Untersuchungsgerichtes, welche die durchgängige Neugestaltung Ungarns anstrebten, standen vereinzelt und können dem Magyarenthum nicht zugerechnet werden, wenn wir auch dem genannten später als Primas von Gran begegnen.

Die Regierung bekam aber auch bald genug mit dem activen Widerstande, mit einer wachsenden Erhebung zu thun, welche vorzugsweise von den schon 1670 nach Siebenbürgen entflohenen Adligen: Stefan Bocskai, Niklas Forgács, Stefan Petróczy, Kende, Szuhai, Paul Wesselényi u. a. geplant wurde und an dem Minister des siebenbürgischen Fürsten Apafi, Michael Teleki, einen Gönner fand.

So fassen denn bald die „Verbannten“, die „Heimatflüchtigen“ (bujdosók) in Ostungarn festen Fuß. Zunächst ziehen sie unlautere Elemente an sich, welche bei keiner Volksbewegung fehlen, Leute, die nichts zu verlieren haben, von der Hand in den Mund, vom Stegreif leben: „Räuber“ (betyárok) und „arme Gesellen“ (szegény legények); dann mischen sich in die Reihen dieser wilden Kämpen immer massenhafter die politischen Gegner des Regierungssystems und drücken der Bewegung ein edleres Gepräge auf.

Als bald beginnt der bewaffnete Protest gegen das Regierungsprogramm. Das ist das Heerlager der Kuruzzen, wie sie der Gegner schilt und sie sich selbst mit wachsendem Selbstgefühl nennen, der Aufständischen. Der Name mahnt an die Zeiten des großen Bauernkrieges vom Jahre 1514, da die nach tausenden zählenden Genossen Dózsás aus „Kreuzfahrern“ (cruciferi) wider den Türken zur Geißel der verhassten Grundherren wurden; doch hat man auch das Wort aus dem Türkischen herleiten wollen.

So beginnt ein schonungsloser Krieg, ein Kampf aufs Messer wider die deutschen Söldner der verhassten Regierung und deren Anhänger, gegen die „németek“ oder „labanczok“, die Labanczen, die

„Fußknechte“, wie sie der Kuruzze höhnt; ein entsetzlicher Zustand, der vor allem den Bauer und Bürger in verzweifelte Stimmung versetzt und ihm die Entscheidung schwer macht, ob ihn der Kuruzze oder der kaiserliche Söldner ärger bedränge.

Die „Kuruzzen- und Labanczen-Zeit“ Ungarns (1673 bis 1683), deren Höhepunkt den Jahren der „Fürstenherrschaft“ Emerich Tökölyis (1678 bis 1683) zufällt und über eine anschwellende nationalpolitische Dichtung auf magyarischer Seite verfügt, sollte in diesem Aufsätze nur als Entwicklungsphase des ungarischen Staatslebens in ihren Anfängen und Zielen erläutert werden. Ihre Detailgeschichte steht unserer Aufgabe fern. Wohl aber lag es uns nahe, örtliche Erscheinungen auf dem Boden Oberungarns ins Auge zu fassen, welche am klarlichsten darthun, wie ein Hauptpunkt des Regierungsprogrammes, die katholische Restauration in den Deutschstädten, durchgeführt zu werden pflegte.

Wir wollen gewissermaßen zwei Proben herausgreifen, welche das ostungarische Bergland betreffen, wo sich seit dem 13. Jahrhundert ein reichverzweigter Bestand deutschen Städtewesens entwickelt hatte und trotz seines materiellen Niederganges und der Zersezungen seines Volksthums einen starken, widerstandsfähigen Kern noch immer aufwies.

II.

Beginnen wir mit dem Hauptorte der Saroscher Gespannschaft, mit Eperies, dem der Frühling des Jahres 1673 eine Heimsuchung bescherte, die an einem Zeitgenossen ihren Geschichtschreiber fand. Die Handschrift zeigt folgenden Eingang:

In nomine Jesu!

„Wahrhaftig und umständliche Beschreibung der grausamen Reformation eines Wohlerwürdigen Ministerii und Böblichen Lands-gymnasii, auch eines wohlledlen Ehrenvesten Magistrats und löblichen erwählten Gemeine, der königlichen Freistadt Eperies durch Graffen Volkra¹⁾ als kaiserlichen Commissario und Plenipotentiaro mit höchster Ungestümm verübet im Jahr des Herrn 1673 im Monat Martio — — — — —
durch Mathiam Höher, damahligen Sub-Diaconum der deutschen

¹⁾ Der kais. Rath Otto Graf Volkra erscheint bereits 1670 als Vice-präsident der Zipser Kammer.

evangelischen Gemeinde alda mit allem Fleiß und priesterlicher Treue zusammengeschrieben in seinem Exilio zu Leutschau. Eodem anno et mense."

Wir wollen den Inhalt dieser handschriftlichen Quelle von zwölf enggeschriebenen Foliosseiten möglichst genau wiedergeben. Fehlt auch zu unserm Bedauern der Schluß der Denkschrift, so genügt das Überkommene vollauf, um das bedeutungsvolle Ereignis in seinem wesentlichen Verlaufe ausgiebig darzustellen.

Der hartbetroffene Augenzeuge und auch sonst besteingeweihte Berichterstatter schickt seiner Erzählung den Stoßheuzer des Psalmisten (XXVII, 9. Vers): „Verstoße nicht im Zorn Deinen Knecht, denn Du bist meine Hülffe; laß mich nicht und thue nicht von mir die Hand ab, Gott mein Heil!" voran und schließt mit der Zeitangabe: „Im Jahre des Herrn 1673, 8. März" den Eingang seiner Aufzeichnungen.

Mittfasten (8. März)¹⁾ nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr trifft Kammergraf Volkra aus Kaschau ein, stättet sofort dem Commandierenden in Eperies, Freiherrn v. Wallis, einen Besuch ab und bespricht sich mit ihm. Dann begibt er sich in sein Absteigquartier im Hause des Bürgers Valentin Veres, rechts vom Rathhause, und bescheidet den Rath der Stadt vor sich. Da nur zwei der Rätthe sich einfanden, was ihm nicht genügt, so citiert er nachdrücklichst den damals unpässlichen Stadtrichter und den gesammten Magistrat vor sich.

Graf Volkra eröffnet sodann dem Stadtrichter als einem „Rebellischen“, der sich jedweder dem Gutdünken des Kaisers anheimgestellten Strafe zu unterwerfen habe, die völlige Entsetzung von seinen Ämtern und Würden. Der Magistrat begehrt nun den Einblick in das kaiserliche Mandat, wird aber vom Kammergrafen mit dieser Forderung abschlägig beschieden und mit der Weisung bedacht, daß bei Strafe des Hochverrathes jedwede Zusammenkunft auch nur zweier Personen fürder verboten sei. Mit dem Stadtrichter theilten der „Obernurmund“ der Gemeinde und die anderen „Nurmünder“²⁾ das Los der „Degradation“.

Der damalige Magistrat der königlichen Freistadt bestand aus dem Stadtrichter Michael Hacker, aus den Rathsherrn Martin Kastel, Georg Gasser (Notar), Michael Schoenleben, Franz Fászai,

¹⁾ Nach dem protestantischen Kalender.

²⁾ Ober Vertreter der Gemeinde als der die Verwaltung des Stadtrathes überwachenden größeren Körperschaft.

Andreas Platschko, Andreas Herzog, Martin Haas, Georg Hilliganz, Georg Fleischhacker, Andreas Prieß und Stefan Somosi. „Obernurmund“ war Sigmund Zimmermann; Jakob Stein zweiter, Martin Regner dritter und Christian Hacker vierter „Nurmund“ der Gemeinde.

Schließlich wird den letzteren wohl das (lateinische) Mandat des Kaisers verlesen, aber nicht zur Verdeutschung ausgefolgt.

Der Kammergraf läßt alsbald das Rath- und Weinhaus mit starken Wachen besetzen, ersteres überdies sperren, mit dem Siegel die Sperre versehen und die Stadtgüter als dem Fiscus verfallen einziehen.

Abends trifft auch der Erlauer Bischof und Söjzer Propst¹⁾ Stefan Szegedi („ein dem äußerlichen Scheine nach frommer Mann, aber ein recht grausamer Wolff“ bemerkt unsere Quelle) in Eperies ein, derselbe, der im Jahre 1672 (6. Juli) „alhier drei Kirchen genommen und den wohleingemauerten Schatz der deutschen Kirche gehoben hatte“, mit unterschiedlichen Geistlichen, Domherren und Jesuiten, ferner im Geleite der Kaschauer Kammerräthe Niklas Kukulski, Sigmund Holló und Andreas Hartváni und nehmen diese Commissäre alsbald die „Reformation“, d. i. die katholische Restauration der Stadt in Angriff.

Das kaiserliche Mandat besagte: 1. die Einsetzung eines katholischen Stadtrichters; 2. die Besetzung des Stadtrathes in seiner Hälfte mit Katholiken; 3. die Überweisung zweier Kirchen an die Katholischen und 4. die Belassung der „windischen“ und „ungarischen“ Kirche im Besitze der Lutheraner. Die Commission greift aber über diese Weisungen hinaus.

Den nächsten Tag (9. März, Donnerstag) läßt Kammergraf Volkra den protestantischen Clerus der drei Nationen, ferner den Rector des Gymnasiums,²⁾ Samuel Pomarius, und die Professoren der Anstalt — einer, der Professor der Logik, war „zu seinem Glück“ unpäßlich — vor sich bescheiden und die Vorgeladenen im Hause des Valentin Vereß bis 1 Uhr nachmittags verwahren. Im

¹⁾ Nach der Eroberung der Bischofsstadt Erlau durch die Türken nahmen die Erlauer Bischöfe ihren Sitz zu Söjz (Söjzau, Szász), Prämonstratenserkloster im Abaujárer Comitate.

²⁾ Die Protestanten Oberungarns verwandelten 1666/67 die alte Stadtschule in ein Gymnasium oder in eine sogenannte Akademie, die den 18. October 1667 feierlich eingeweiht wurde. Karl XI. von Schweden spendete 20.000 Gulden, auch die Stadt Danzig eine namhafte Summe für den Fonds.

Hintergebäude wird gleichzeitig ein „Generalconsistorium“ der katholischen Geistlichkeit abgehalten.

Volkra will den Pastor „katholisch machen“ und läßt ihn und den Rector Pomarius verhören, sodann sämmtliche Kirchen- und Schuldiener vor das „Consistorium“ citieren und ihnen nachstehenden Beschlufs verkündigen:

Sie seien alle aus Anlaß der städtischen Rebellion straffällig, doch wolle die Milde Sr. Majestät des Kaisers Gnade für Recht geschehen lassen und sich mit dem Verbote begnügen, daß weiterhin die Herren Prädicanten und Professoren „alles Predigen, Sacrament-Reichen, Copulieren“ und alle anderen geistlichen Amtshandlungen zu unterlassen hätten, bei Strafe an Leib und Leben und Verlust ihrer Güter. Sie erhalten überdies den Auftrag, insgesammt bis 3 Uhr nachmittags einen schriftlichen Ausweis über ihre Befoldung sammt allen Nebeneinkünften nach bestem Wissen und Gewissen dem „Consistorium“, und zwar gleichfalls bei Strafe des Hochverrathes, vorzulegen.

Gabriel Berthóty,¹⁾ einer der Commissäre, bescheidet den Pastor und den Rector Pomarius in das Haus des Postmeisters und verhört sie in Gegenwart eines Domherrn. Sie sollen laut kaiserlichen Mandates folgende Fragen gewissenhaft beantworten: 1. wo die Stadtgemeinde ihren „Schatz“ verwahre, und wie groß derselbe sei; 2. wo sich die unterirdischen Gänge und Minen zwischen dem Rathhause und der deutschen Kirche befänden. Auf diese und andere politische „puncta“ antworten die Befragten mit einem einfachen Nein!

Aber auch der Verfasser unserer Denkschrift, Mathias Höher, wird einem Verhör unterzogen, das er uns sehr eingehend schildert. Kammergraf Volkra empfängt ihn mit den Worten: „Du Prädicant, komm herein!“ und zieht ihn in ein langes Gespräch, um den „lutheranischen getoppelten Stuchhelm und Maußtopff“ zu befehren. Da sich Höher den Zumuthungen Volkras, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre Protestant gewesen, nicht fügt, so kündigt ihm der Kammergraf die Landesverweisung an. Es stände ihm frei, nach Schlesien, Preußen, Meissen oder nach „Schlaraffenland“ auszuwandern. Überdies muß Höher einen „theologischen Disput“ mit Volkra und Holló über sich ergehen lassen.

¹⁾ Zipser Vicegespan.

Höher empfiehlt sich mit den Worten: „Hiemit befehle ich Ewer hochgräflichen Gnaden in die heiligen fünf Wunden des Herrn Jesu und mich auch in dieselbigen!“ worauf der Kammergraf: das laute ganz gut katholisch, er möge ihnen auch die Heiligen Gottes anrufen helfen. „Ich aber schwieg stille,“ schreibt Höher, „gieng meines Weges hinaus und nach Hause.“

Am gleichen Tage vor Effenzeit bestellt Volkra den neuen Stadtrath, zwei Evangelische ausgenommen, aus lauter Katholiken. Es waren dies: Franz Ujz, der neue Stadtrichter; Michael Hacker, „der alte, recht fromme, hochverdiente Herr Stadtrichter“; Stefan Segnei, Andreas Galopo, David Bélavári (Dreifiger),¹⁾ M. Kerekesi, Andreas Bothorani (Notar), Niklas Sztankai (Wilhelm Keczers gewesener Diener, ein „Mameluk“), Paul Szikszai (ein „Mameluk“), Georg Deák, Jakob Stein und Johann Scheidler (ein „Mameluk“).²⁾

Einige von diesen waren „notierte“³⁾ Personen.

Nach dem Effen „reformierte“ Volkra alles bis zu den Stadtdienern und Trabanten herab. Auch der Stadtbüttel mußte als „evangelischer Starrkopf“ weichen.

An dem gleichen und am folgenden Tage wurden auch die Herren „Politici“,⁴⁾ insbesondere Georg Gasser und Michael Schoenleben, über den Stadtschatz, die Gemeindefristen, den Pulvervorrath und andere bürgerliche Sachen scharf und hart verhört. Es fehlte nicht an Schimpf und Drohung.

Freitags, den 10. März, fand die Inventur des Rathhauses und die Einführung des neuen Richters statt. Man sahndete nach Schätzen, wurde aber sehr enttäuscht. Theils war die Stadt durch Kriegsnoth hart mitgenommen worden, theils hatten Eigennuz und üble Wirtschaft dem Gemeindevermögen übel mitgespielt. Bei den abgesetzten Rathsherrn fanden deshalb „starke Inquisitionen“ statt. Der alte Thomas Konrad wurde mit Drohungen überhäuft, der gewesene Stadtschreiber Georg Gasser verhaftet. Abends bemächtigten sich der Kammergraf und der Bischof im Gefolge des Consistoriums aller drei Kirchen sammt den beiden Pfarrhöfen und Schulen und vertrieben den protestantischen Stadtpfarrer. Der Erlauer Bischof habe den „win-

1) „Dreifiger“ = Mautamtverwalter.

2) „Mameluk“ = ein auch heutzutage üblicher Scheltname.

3) D. i. gerichtlich beanständete Personen.

4) Die mit dem Oekonomischen der Stadtverwaltung zu thun hatten.

dischen" Prediger Johann Kosajdes durch das Versprechen von 500 Goldgulden und einer Domherrnstelle zum Proselyten machen wollen, sein Ziel aber nicht erreicht.

Samstag, den 11. März, kam die Reihe an den gesammten protestantischen Clerus und die Professoren der Hochschule.¹⁾ Es waren dies: der Erste Pastor Johann Sartorius, Archidiacon Joh. Müller, der ungarische Prediger Georg Curiani, der windische Prediger Joh. Kosajdes, der Subdiacon der deutschen Kirche Mathias Höher und der ungarische Subdiacon Andreas Baralkhai als Stadtgeistliche, ferner die Professoren: Dr. theol. Samuel Pomarius, Professor der Theologie und hebräischen Sprache und Rector der Anstalt, Sjaak Zabannius,²⁾ Professor der polemischen Theologie und theoretischen Philosophie, Elias Ladiver, Professor der praktischen Philosophie und Pädagogik, Paul Michaelis, Professor der Redekunst und Geschichte, endlich Georg Demöteri (Demeteri), Professor der Dichtkunst, mit sechs anderen „öffentlichen Präceptoren der unteren Classen“.

Hier bricht das Manuscript ab. Das Geschick der Genannten erhellt aus dem Umstande, daß Mathias Höher seine Erlebnisse als „Verbannter“ in Leutschau aufzeichnete.

III.

Wenden wir uns dem Hauptorte der ungarischen Provinz des Zipser Sachsenlandes,³⁾ Leutschau, zu.

1673, 2. October, forderte die Kaschauer Kammer die katholische Restauration des Stadtrathes und wiederholte ihr Begehren, was die Leutschauer im Jänner 1674 mit der Erklärung ablehnten, daß es hiefür in der Stadt an tauglichen Leuten fehle. Sie ermannten sich auch zur Einsprache gegen die Übergriffe der Jesuiten.

Alsbalb (Februar) wurde die „widerspenstige“ Stadtvertretung nach Preßburg vorgeladen und erhielt vom kaiserlichen Kammerpräsi-

¹⁾ Oder Akademie, d. i. das Sperieser Gymnasium.

²⁾ Ein bedeutender Schulmann seinerzeit, der (nunmehr und nicht schon 1670) nach Hermannstadt im Sachsenlande Siebenbürgens übersiedelte. Sein Sohn Hanns, 1664 zu Speries geboren, spielte später als Comes Sachs von Harteneck eine hervorragende politische Rolle (1703, 5. December hingerichtet). Siehe: Zieglauer, Harteneck, Graf der sächsischen Nation. Hermannstadt, 1869.

³⁾ Das Zipser Sachsenland (terra Saxonum Seepusensium) im gleichnamigen Comitate Ungarns bildete bis 1412 eine territoriale Einheit, welche infolge der Verpfändung der 13 Orte an Polen zerrissen wurde.

denen Kollonitsch (25. Februar) die Weisung, alle Kirchen, Schulen, Pfarren u. s. w. den Katholischen zu übergeben und keinen protestantischen Gottesdienst zu halten; nur so würden sie von der Anklage auf rebellische Haltung freigesprochen werden. Die Stadt beharrte jedoch bei ihrer Weigerung.

Die Pressburger Kammer verbot nun durch den Erlaß vom 13. März 1674 der evangelischen Geistlichkeit Deutschaus die Ausübung geistlicher Functionen, vierzehn Tage später wurde der protestantische Gottesdienst unter allgemeinem Wehklagen der Bevölkerung sistirt und hörte am 6. April gänzlich auf.

Denn am Abende des verhängnisvollen Tages erschienen Propst Bársony,¹⁾ das Haupt der katholischen Kirche im Zipser Lande, ein in Wort und Schrift rücksichtsloser Streiter, und an seiner Seite der uns von Cperies her sattsam bekannte Kammergraf Volkra mit seinen Kroaten.

Die Occupation der Kirchen und Schulen ward bis zum 13. April durchgeführt. Dem bald darauf verbannten Pastor und seiner Familie gab der Rath der Stadt bis zur Grenze das Geleite.

Der zweite Theil des „Restaurationswerkes“ knüpft sich an das Jahr 1675.

Schon um Neujahr wird den Leutschauern mit aller Strenge aufgetragen, ausschließlich Katholiken in den Rath und die Gemeindevertretung zu wählen. Der königliche Commissär Josef Gundelfinger, Dreißiger zu Plawez, schlägt vor, Edelleute vom Lande zu küren, da in der Stadt kein geeigneter Katholik aufgetrieben werden konnte. Die Leutschauer sträuben sich, da solche Adelige theils der deutschen Sprache unkundig, theils üblen Leumunds wären. Sie rafften sich zu einer Deputation an den Kaiser nach Wien auf. Den Führer derselben, Baltle Blanda, läßt jedoch der ungarische Hofkanzler in der Kaiserstadt durch den „Kumormeister“ verhaften.

Den 1. Juni empfangen die Leutschauer ein kaiserliches Mandat mit dem gemessensten Auftrage, den Rath katholisch zu gestalten.

Es wehte längst schon eine scharfe Luft. Im März war Hauptmann Bogdone als Steuerexecutor der Kaschauer Kammer ins Land gekommen. „Das war eine scharfe Peitsche denen Edelleuten, dessen sie nicht gewohnt waren,“ schreibt darüber unser Gewährsmann.²⁾ Ende

¹⁾ Georg, Zipser Propst, 1663/1675 Großwardeiner, dann Erlauer Bischof zugleich.

²⁾ Wir legten die Handschrift der sogenannten Leutschauer Chronik zugrunde, welche Wagner in seinen *Analecta Scopusii*, II. (1774), S. 1 bis 46,

April vernahmen die Leutschauer, wie es in der Nachbarschaft, in der „polnischen Zipß“, schlimm bestellt sei. Erbstarost Lubomirski schickte sich an, mit dem Protestantismus in den 13 Städten aufzuräumen.

Was das kaiserliche Mandat ankündigte, sollte bald (27. Juni) der Kaschauer Kammerrath Sigmund Holló, ein strammer Magyar und Katholik, durchführen. Er nahm es begreiflicher Weise übel, daß ihn die hartgeprüften Leutschauer ohne alle Feierlichkeit mit verdrossener Miene empfingen. Als daher der von ihm am anderen Tage vorgeladene Stadtrath, Richter und Vormünder in „deutschen“ Mänteln erschienen und ihn gleichwie seine geistlichen Begleiter deutsch begrüßten, forderte er, daß sie magharisch sprächen, „weil sie unter einem ungarischen König im Königreich Ungarn lebten“.

„Darauf ihm zur Antwort gegeben,“ heißt es in der Leutschauer Chronik, „daß wir als Deutsche, wie er es aus dem Habit entnehmen kann, keine andere Sprache als deutsch reden könnten; welches er, wie wohl ungern, geschehen lassen.“

Die Leutschauer wehrten sich mit aller Entschiedenheit gegen die Restauration des Magistrates durch Aufnahme von Edelleuten: es würde dies nur zum Nachtheil für Se. Majestät und zum Schaden der Stadt ausschlagen. Denn die Adelligen besäßen als Fremdlinge keine Güter in der Stadt und hüten deshalb auch keinerlei Bürgerschaft für Schadloshaltung der Gemeinde im Falle schlechter Verwaltung des Stadtvermögens. Sie würden als Fremdlinge, ohne Besitz in der Stadt, dieselbe bei schlechten Zeiten im Stich lassen, da sie selbst nichts zu verlieren hätten. Der Adel der Umgebung habe den Bürger stets verfolgt und nur auf den eigenen Nutzen Bedacht genommen. Die Edelleute würden die ihnen ohnehin verhassten bürgerlichen Freiheiten, Rechte und Bräuche nicht vertheidigen und schützen, sondern sie vielmehr preisgeben und verletzen. Sie verstünden von den Stadtrechten nichts, da sich ja die Deutschen allhier von altersher des sächsischen Rechtes¹⁾ bedienten, seien der deutschen Sprache nicht kundig, welche doch für die Stadt nothwendig und von amtswegen gefordert wäre, und müßten, um leben zu können, höhere Besoldungen als die ansässigen Bürger beanspruchen.

auszugsweise, das Göttinger Magazin (h. v. Grellmann), II. Bd., theilweise im vollen Wortlaut herausgab.

¹⁾ Den Beweis hiefür liefert die sogenannte Zipfer Willkür oder das deutsche Landrecht der Zipfer Sachsen, abgedruckt in dem Werke von Michuay

Die in Leutschau bereits angesiedelten Jesuiten verkehrten viel mit Holló und wurden auch allen Verhandlungen mit der Bürgerschaft beigezogen.

Als Holló, um den Widerstand der Leutschauer zu brechen, sich an den Landescommandierenden in Kaschau, Paris Grafen von Spantau, um militärische Assistenz wandte, rieth dieser den Bürgern, einen „Erzpressen“ an den Kaiser abzusenden. Es war daher für die Leutschauer ein harter Schlag, als bald darauf, 13. Juli 1675, der genannte Kriegsmann, „ein alter Herr, sonderlicher Patron der Stadt Leutschau“, mit Tode abgieng. „Darum unsere Widersacher,“ heißt es in den Leutschauer Jahrbüchern, „höhnisch sich verlauten ließen, daß der Leutschauer Abgott todt sei“ . . .¹⁾

So konnte denn nichts das Verhängnis der Leutschauer aufhalten. Am 15. August vollzieht Holló mit dem Aufgebote von 60 Musketieren und 300 kroatischen Reitern die Restauration des Magistrates und schlägt für das Stadtrichteramt drei Candidaten: Stefan Nemeßáni, den pensionierten Vicegespan des Zipser Comitates, den Postmeister Gundl und Caspar Was vor. Zwei Tage darauf wurde Gundl erkoren, Nemeßáni, Was traten in den Stadtrath ein.

Die Neuwahl der Gemeindevertretung, der Vormünder, sollte nach dem Vorschlage durchaus auf Magyaren fallen. Doch wurde sie durch das Gerücht vom Herannahen der Kuruzzen verzögert.

„Hierauf wurden,“ erzählt die Chronik, „die deutschen Mäntel und Niederschuch, in welchen die Herren des Rathes in die Kirche und auf das Rathhaus nach uralter deutscher Gewohnheit zu gehen pflegten, abgeschafft, die Gemeinde mochte dawider reden, wie sie wolte, denn die neuen Rathsherren gaben vor, sie wären Ungarn und dergleichen Habit zu tragen nicht gewohnt.“

IV.

So entwickelte sich denn im Schoße solcher Städte eine Verbitterung, die durch das wachsende Elend eines verwüstenden Parteikrieges in unheilvoller Weise genährt wurde.

und Dikner: Das Ofner Stadtrecht. Pressburg, 1845. Vgl. auch: Demkö, A Szepesi jog (Zipser Recht), akad. Abh. Budapest, 1891.

¹⁾ Nachfolger Spantaus „ad interim“ wurde Graf Strassoldo, nach ihm Kobb von Neudingen.

Nicht besser war es seit September 1673 den westungarischen Bergstädten ergangen. 32 protestantische Prediger und Lehrer wurden vom Preßburger Tribunal verurtheilt. 1674 (März) entbot man sämtliche evangelische Priester und Schulmeister dahin, um als „Theilnehmer an der in den jüngstverfloffenen Jahren gegen Se. Majestät von einigen bösen Menschen angeftifteten Rebellion“ vernommen und der Todes- und Güterstrafe schuldig erkannt zu werden. Allerdings konnten sie sich durch einen „Revers“ retten, worin sie ihre Schuld einbekannten und eidlich gelobten, ihr „gemißbrauchtes“ Amt fürder nicht ausüben zu wollen. Aber nur ein Theil fügte sich der Zumuthung, ein anderer verweigerte beharrlich die Unterzeichnung und gieng der Kerkerhaft, auch wohl der Galeerenstrafe entgegen. Nur wenige zogen es vor, katholisch zu werden.

So schreibt denn 1674 der von uns bereits einmal citierte Gewährsmann, der venetianische Gesandte am Wiener Hofe, Morosini, der Vertreter einer katholischen Macht, in seiner Finalrelation die inhaltsschweren Worte nieder:

„Non può bastantemente ridirsi, quanta sii l'amarezza de Popoli in quel Regno per le praticate punitioni, e qual sii massime l'animosità de Protestanti per l'intrapresa resolutione di privarli di tempii e di costringerli ad altra credenza.“¹⁾



Der Entwicklungsgang der Seidenindustrie in Niederösterreich.

Dargestellt von George Deutsch.

Brünn.

Die Seidenindustrie hat in Niederösterreich, namentlich aber in Wien, verschiedene Phasen in ihrer Entwicklung durchgemacht, ist bald gestiegen, bald gesunken, und die Darstellung ihres Entwicklungsganges dürfte daher nicht ohne alles Interesse sein.

Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts hatte Fürst Karl Liechtenstein in der Nähe von Feldsberg eine Anpflanzung von Maulbeerbäumen anlegen und Seidenwürmer züchten lassen; die

¹⁾ „Es läßt sich nicht genug sagen, welche Erbitterung unter der Bevölkerung dieses Reiches herrsche zufolge der in Anwendung gekommenen Strafen, und wie groß insbesondere die Erbitterung der Protestanten sei anlässlich der gefaßten Entschließung, sie der Gotteshäuser zu berauben und zum anderen Glauben zu zwingen.“

gewonnene Seide soll zwar nur einem zarten Flachse gleichgekommen sein, demungeachtet wurde aber doch jährlich eine ziemliche Quantität derselben versponnen. 1666 errichtete eine Gesellschaft zu Walpersdorf die erste österreichische Seidenfabrik, und der Hofkammerpräsident Graf Sinzendorf versuchte auf eigene Gefahr die Fabrication seidener Bänder und Zeuge; diese Unternehmungen hatten jedoch keinen Bestand.

Unter Karl VI. fand die Seidenindustrie zuerst eine kräftige Förderung seitens der Regierung, und es wurden bedeutende Summen verwendet, um das Emporkommen dieses Erwerbszweiges zu ermöglichen.

Die Regierung der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia trat in noch entschiedenerer und intensiverer Weise für die Förderung der Seidenindustrie ein, und es gieng damals überhaupt das Streben der Staatsverwaltung dahin, das gesammte Gewerwesen zu heben, welches bis dahin nur auf die nöthigsten Handwerke beschränkt war, die, durch die starren Formen eines engherzigen Zunftwesens beengt, sich nicht dem Fortschritte anschmiegen konnten, und die vielfachen Hindernisse zu beseitigen, welche der Errichtung von Fabriken und Manufacturen im Wege standen. Zur Erreichung dieses Zweckes wurden fremde Arbeiter nach Oesterreich berufen, um neue Gewerbszweige oder verbesserte Arbeitsmethoden hierher zu verpflanzen; geschickten, jedoch mittellosen Arbeitern wurden nicht bloß pecuniäre Unterstützungen zu ihrer Ansiedlung, sondern selbst beträchtliche Belohnungen und lebenslängliche Pensionen bewilligt; behufs der Beschränkung der Zünfte und ihres damaligen Unwesens schuf die Regierung nicht bloß einfache Decrete oder Befugnisse, welche an jedermann ertheilt wurden, der seine Befähigung und Eignung für den Betrieb eines Gewerbes durch eine geeignete Probeleistung nachzuweisen vermochte, sondern sie schied auch gewisse Erwerbszweige aus dem Zunftverbande aus und erklärte dieselben als freie Beschäftigungen.

Was die speciellen Maßregeln zur Förderung der Seidenindustrie betrifft, so wurde vor allem für die Beschaffung des Rohstoffes gesorgt. Unter allen österreichischen Provinzen hatte Mailand die älteste Seidencultur, indem diese schon durch Kaiser Karl V. von Neapel und Sicilien aus daselbst eingeführt worden war und sich seit jener Zeit über das ganze obere Italien, das südliche Tirol und das Görzische verbreitet und erhalten hatte. Maria Theresia traf die erforderlichen Maßregeln, die Seidencultur auch in andere Theile ihres Reiches zu verpflanzen. Die Obrigkeiten und Unterthanen wurden unter Zusicherung der unentgeltlichen Verabfolgung des Samens und ausgewachsener Bäume aus den Anlagen in Wien und Prag, von Belohnungen, Unterstützungen und der Ablösung der weißen Seiden-

galetten zur Pflanzung der weißen Maulbeerbäume angeeifert, ein Unterricht über die Cultur der Bäume und Seidenwürmer und über die Erzeugung der Seide wurde herausgegeben und eine praktische Unterweisung durch Sachverständige zugesagt, die Bepflanzung der Straßen mit Maulbeerbäumen angeordnet, jedermann gestattet, Maulbeerbäume auf fremden Gründen als sein Eigenthum zu pflanzen, wenn die Besitzer über geschene Mahnung die Anpflanzung von Maulbeerbäumen unterlassen würden, und schließlich den Besitzern der Maulbeerbäume seitens der Regierung die Versicherung erteilt, daß der Nutzen aus denselben niemals mit einer Abgabe belegt werden solle.

Diese Maßnahmen hatten besonders in Ungarn einen besonderen Erfolg, denn während 1765, in welchem Jahre die Seidencultur den ersten Ertrag lieferte, nicht mehr als 185 Pfund Seide erzeugt wurden, stieg die Production in den folgenden Jahren durch vielfache, mit großen Kosten verbundene Verbesserungen so sehr, daß 1771 schon 2371, 1779 aber schon 7301 Pfund erzeugt wurden.

Nebst dieser Fürsorge für die Ausdehnung und Hebung der Seidencultur schaffte die Kaiserin auch Appreturmaschinen für die Seidenwaren mit großen Kosten an, berief Appreteurs und viele für die Seidenweberei nöthige Hilfsarbeiter in das Land und suchte auch auf dem Wege der Gesetzgebung der Seidenindustrie die Mittel zu ihrem Fortschreiten zu bieten. 1760 wurde die Einfuhr der seidenen Bänder verboten; 1770 zur Emporbringung der Seidenweberei erlaubt, daß glatte und façonnierte Stoffe auf dem Stuhle gearbeitet werden, und in der Qualitäten-Ordnung die Breite und Zahl der Zähne im Kamme für die meisten Seiden- und Halbseidenzeuge festgesetzt; 1773 erschien eine Ordnung für die Seidenzeug- und Samtmacher und Innungsartikel für die Seidenfärber, welche eine eigene Innung bildeten, für deren Lehrlinge vier bis fünf Lehrjahre festgesetzt wurden; 1778 wurde der Unterschied zwischen den Seidenzeugmachern und Dünntuchfabrikanten aufgehoben.

Die Folge aller dieser Maßregeln war der Beginn einer stärkeren Verarbeitung der Seide in den deutschen Provinzen der Monarchie überhaupt, namentlich aber in Niederösterreich. 1768 errichtete Christian Gottlieb Hornbostel, der Sohn eines Predigers in Hamburg, in welcher Stadt damals ansehnliche Sammtfabriken bestanden, was später nicht mehr der Fall war, ohne alle Vorschüsse und Unterstützungen seitens der Regierung für Rechnung eines Hamburger Hauses in Wien eine Seidenzeugfabrik, welche er kurze Zeit hierauf auf eigene Rechnung übernahm. Auch die Seiden- und Sammtbandfabrication nahm Aufschwung; in Wien bestanden mit staatlicher Unterstützung die Sammt-

bandfabrikanten Röring und Klein, 1764 errichtete der Schweizer Kännel unter dem Schutze und mit Unterstützung der Kaiserin eine Seidenbandfabrik in Penzing, welche jedoch schon nach fünfjährigem Bestande von der Auflösung bedroht war und diesem Schicksale nur dadurch entging, daß sie über Aufforderung des Hofes von der Wiener Firma Weigl und Comp. übernommen wurde, 1776 gieng das Etablissement an Thaddäus Berger über. Übrigens waren schon 1768 zur Erzeugung von Sammtbändern in Wien die Maschinenstühle eingeführt worden.

Wie sehr schon unter Maria Theresia sich die Wiener Seidenindustrie emporgeschwungen hatte, kann man aus der Qualitäten-Ordnung von 1770 entnehmen, welche die Menge und Gattung der damals in Wien gefertigten Seiden- und Halbseidenzeuge und Sammte angibt und von ersteren 56, von letzteren aber 7 Gattungen aufzählt.

Josef II. wirkte dadurch in entschiedener Weise für die emporkeimende Industrie, daß er 1786 die Einfuhr aller jener Waren und Fabrikate verbot, welche im Inlande erzeugt wurden oder erzeugt werden konnten; infolge dieser durchgreifenden Maßregel entstanden viele neue Industriezweige, welcher bisher im Inlande noch gar nicht betrieben worden waren, und nun erst kam die industrielle Thätigkeit mit der Urproduction mehr in Wechselwirkung, während ein Jahrzehnt früher die letztere der fast ausschließliche Erwerbszweig gewesen war und fast alles aus dem Auslande eingeführt werden mußte, dessen Anfertigung Talent oder mechanische Fertigkeiten, Geschmack und Erfindungsgeist erforderte.

Für die Seidenindustrie sorgte er durch Bewilligung von Vor-schüssen und Lehrlingsbeiträgen aus der Staatscasse und durch die Berufung von Zeichnern und Chineurs aus dem Auslande. Diese Fürsorge und das Prohibitivsystem hatten den Erfolg, daß die Franzosen zwar in Modewaren hinsichtlich des Geschmacks den Vorrang behaupteten, dagegen aber die soliden, schweren, brochierten, façonnierten und reichen Wiener Zeuge den gleichartigen französischen Erzeugnissen vorangiengen.

Wie sehr das Prohibitivsystem auf die Vergrößerung des Betriebes einwirkte, mag man beispielsweise an der schon erwähnten Fabrik Hornbostel entnehmen, welche sich derart ausdehnte, daß sie schon 1790 eine Zeit lang auf 200 Stühlen arbeitete.

1780 beschäftigte die Fabrik des Christoph Andrä in Wiener-Neustadt 220 Stühle, lieferte die vorzüglichsten Waren und hatte sich ihren Absatz auch im Auslande zu verschaffen gewußt; 1786 führte Krauthaus zuerst die feinen seidenen Halstücher in Wien ein, welche sonst über Holland importiert wurden, und deren Einfuhr nunmehr

entbehrlich geworden war; in demselben Jahre erzeugte Kugelmann in Wien zuerst Bologneser Dünntuch, französische Entoilages sowie Veli tirati und besaß schon zwei Jahre später eine eigene Fabrik zur Erzeugung dieser Artikel; 1788 wollte Peter Freiherr von Braun, welcher in demselben Jahre die „gläsernen Ringel“ in der Seidenzeugungsfabrication einführte, eine Dünntuch- und Taffetfabrik errichten; 1789 errichtete Walter in Wien eine Fabrik zur Erzeugung von Mailänder Seidentüchern, Calliano führte mit dem glänzendsten Erfolge die Fabrication der schwarzen Mailänder Tücher ein.

In den eben genannten Jahren wirkte Josef Mestrozi viel zum Emporkommen der Seidenweberei mit; der Seidenweber Benedict Favre aus Lyon brachte in Wien einen neuen künstlichen Webestuhl, auch zu geblühten Zeugen, welcher jedoch von dem Jacquarstuhle gänzlich verschieden war, in Anwendung, der Kaiser belohnte ihn dafür ansehnlich und befahl den übrigen Seidenwebern der Residenz, sich ebenfalls dieses neuen Stuhles zu bedienen.

Was die Bandfabrication betrifft, so errichteten 1784 Karl Friedrich Bräunlich und Andrá in Wiener-Neustadt eine Sammt-, Koll- und Pfundgalonen-Fabrication auf Schubstühlen und erhielten seitens der Regierung viele Begünstigungen; 1785 wurden zur Erzeugung von Sammtbändern die Schubstühle auch in Wien eingeführt.

Im Beginn der Regierung des Kaisers Franz wirkte die französische Revolution insoferne günstig auf die Wiener Seidenindustrie ein, daß infolge der fortwährenden Kriege 1797 die italienischen Gebietstheile von der österreichischen Monarchie abgetrennt wurden und mit ihnen ein mächtiger inländischer Concurrent wegfiel. 1797 bis 1801 hoben sich die Seidenfabriken in Niederösterreich, besonders aber in Wien, zu einer solchen Blüte, daß 8000 Stühle mit großem Gewinne betrieben wurden.

Auf dem Gebiete der Erzeugung von Halbseidenzeugen beschäftigte 1796 Bartoletti in Wien 50 bis 60 Stühle, er hatte es in der Erzeugung hochfeiner Waren für die damalige Zeit am weitesten gebracht, errichtete seine eigenen Kammereien und Spinnereien und ließ sich das Garn so spinnen, wie er es brauchte; Georg Grillner in Wien verfertigte viele Halbseidenzeuge und Goldstoffe für den Orient; Sebastian Kargl in Wien arbeitete reiche Stoffe und hatte oft 40 Stühle mit einem Hilfspersonal von 180 bis 190 Köpfen im Gange.

Von den Bandfabriken arbeitete die Fabrik Berger in Penzing 1793 schon auf 171 Stühlen und beschäftigte 684 Menschen; die Fabrik in Wiener-Neustadt wurde 1799 von Bräunlich allein betrieben.

Was die Verbesserungen in der Industrie betrifft, so erfand 1799 der Großuhrmacher Egid Arzt in Wien eine Seidenspulmaschine. In der Appretur war Johann Gianicelli in Wien hervorragend; er erhielt 1797 große Begünstigungen und eine k. k. Pension.

Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts machte die Seidenindustrie trotz der fortwährenden Kriege, noch größere Fortschritte, namentlich aber zur Zeit der Continentsperre, welche überhaupt so mächtig auf die Hebung der technischen Production einwirkte, in der der Fleiß des Fabrikarbeiters besonders gut bezahlt wurde, tausende von arbeitsamen Händen sich der Industrie zuwandten und hunderte neue Fabriken und Werkstätten entstanden.

Was die einzelnen Wiener Seidenfabriken betrifft, so begann der schon genannte Georg Grilller 1800 mit der Production von seidenen Modewaren, 1805 mit der Erzeugung von Tüchern, Shawls, Gilets, Borduren; die letzteren Stoffe wurden zuerst nur mit Angoragarn, später mit Schafwolle größerer Art, schließlich mit feiner Schafwolle gearbeitet. Die Fabrik Hornbostel verlor 1809 ihren Gründer durch den Tod, wurde aber von der Wittve und dem Sohne Christian Georg Hornbostel weiter betrieben, welcher letzterer auch die Leitung des Etablissements führte. Die Bandfabrik des Thaddäus Berger in Penzing wurde von dessen Söhnen 1807 übernommen und kann mit Recht als die Mutter der später entstandenen Fabriken dieser Art angesehen werden.

Auch an Erfindungen und Verbesserungen im Betriebe der Seidenindustrie fehlte es nicht. 1802 wurden Doppelwebstühle von den Seidenzeugmachern Maurer und Geiger erfunden, auf welchen zwei Stücke Taffet nebeneinander gewebt werden konnten, diese Stühle scheinen jedoch wenig geleistet zu haben; in demselben Jahre wurde vom Webergesellen Andreas Schmid ein neuer Stuhl erfunden; 1803 erfand Leibold einen Doppelstuhl und erhielt ein Jahr später die Befugniß, auf demselben Seidenzeuge zu verfertigen; Delpini und Deith erfanden Spulmaschinen, und ersterer wurde nach zwei Jahren mit einer Geldbelohnung bedacht; 1807 suchte Andreas Bach in Wien ein Privilegium nach, den Sammt auf einem von ihm erfundenen Stuhle erzeugen zu dürfen.

Mit der Wiederherstellung des Friedens, dem Aufhören des Continentsystems und dem Wiedereintritt der alten Handelsverhältnisse trat zwar auch für die Seidenindustrie ein empfindlicher Rückschlag ein, jedoch machte sie in der Vollkommenheit ihrer Erzeugnisse keinen Rückschritt, sondern gieng auf der einmal betretenen Bahn thätig und mit glücklichem Erfolge vorwärts. Es wurden mehrere technische Lehrkanzeln, in Prag das ständisch-technische Institut und besonders das vom Kaiser

Franz mit größter Munificenz ausgestattete polytechnische Institut in Wien errichtet, welche beiden Anstalten technische Kenntnisse verbreiteten und dadurch zur Verbesserung und Vervollkommnung der Fabrikserzeugnisse kräftig mitwirkten; ein neues Patent über Erfindungsprivilegien weckte den Scharfsinn. Auch durch das Festhalten an dem Prohibitivsysteme und durch Fürsorge für die Pflege der Seidencultur suchte die Regierung für die Industrie zu wirken. Die Seidencultur gedieh besonders in Ungarn in Folge der bereits früher erwähnten Vorkehrungen: 1800 wurden bereits 13.952 Pfund, 1824 aber schon 27.763 Pfund Seide erzeugt. Die Galetten, wozu das Arrar jeden Frühling, sobald die Maulbeerbäume auszuschlagen begannen, den Wurmsamen vertheilen ließ, wurden von Landvolke an die Spinnstationen abgeliefert und daselbst zu bestimmten Preisen eingelöst. Die Einlösung und Abspinnung der Galetten geschah in den Provinzialstationen zu Eßef, Szekeßárd, Apatin, Palánka, Buková, Agram, Warasdin und Kreuz, welche unter der Leitung des Eßeker Seiden-Inspectorates standen. Ein zweiter Seidencultur-Inspector war zu Temesvár, dem die Einlösungs- und Spinnstationen Temesvár, Lugos und Werseß untergeordnet waren. Im Temejer Comitate bestanden vier Maulbeerbaum-Plantagen, welche auf öffentliche Kosten unterhalten wurden, und aus welchen die Unterthanen so viele junge Bäume unentgeltlich erhielten, als sie anpflanzen wollten; demungeachtet hob sich die Seidencultur in diesem Comitate nie auf eine bedeutende Stufe, weil die Bevölkerung noch zu schwach, daher keine wohlfeile Handarbeit zu haben war, und weil in den meisten Ortschaften neben dem Ackerbau auch der Weinbau betrieben wurde, welcher im Monate Mai, in welcher der Seidenbau alle Hände in steter Bewegung erhält, die Arbeit des Landmannes gleichzeitig in Anspruch nahm. 1827 wurde die Einlösung der Galetten an ein Wiener Großhandlungshaus verpachtet, und seitdem erhielt die Seidencultur einen neuen Aufschwung. Schon im ersten Jahre wurden aus dem Provinziale Ungarns, Slavoniens und Croatiens 117.264 Pfund Galetten zur Einlösung überbracht, wovon 3048 Pfund zum Samen bestimmt waren, daher noch 114.349 Pfund zum Abspinnen übrig blieben, aus denen an reiner Seide 76.793 Pfund, an Faloppa und Doppioni 588 Pfund gewonnen wurden; die ungarische Seide wurde zu Bändern und einigen gröberen Artikeln der italienischen Seide vorgezogen.

Während noch 1813 in Wien 255 Meister und gegen 600 Seidenzeugfabrikanten bestanden, welche bei günstigen Absatzverhältnissen gewiß über 600 Gesellen, 800 bis 900 Lehrlinge und 7000 bis 8000 wirkliche Arbeiterinnen beschäftigten, nahm schon zwei Jahre später die

Zahl der Seidenarbeiter ungemein ab, was hauptsächlich darin seinen Grund hatte, weil der Wiener Platz die Mitbewerbung in glatten und leichten Stoffen mit den von Osterreich wiedererworbenen italienischen Provinzen nicht bestehen konnte und die schweren, façonnierten und reichen Stoffe den früheren Absatz nicht zu erzielen vermochten. 1817 begannen Christian Georg Hornbostel und die Brüder Mestrozi in Wien eine völlige Umgestaltung der bisherigen Betriebsmethoden und setzten daher auch alle älteren Maschinen außer Gebrauch; das von ihnen gegebene Beispiel fand Nachahmung, und wenn auch zwei Jahre später die Zahl der Stühle in Wien auf 4600 bis 4800 zurückgegangen, daher die quantitative Production gesunken war, so hatte sich dagegen die Qualität der Erzeugnisse auf die Stufe der möglichsten Vollkommenheit gehoben, die Wiener Seidenzeuge wurden nun schöner und vollkommener erzeugt als jemals und konnten jedem fremden Erzeugnisse an die Seite gestellt werden. Hornbostel und Andrä in Wiener-Neustadt bewiesen 1817 und 1819 ihre Fürsorge für die Arbeiter, indem sie trotz der gedrückten Verhältnisse mit einem unverminderten Personale thätig waren.

Auch die Bandfabrication hatte unter dem Drucke der Zeit gelitten: noch 1813 waren in Wien 1500 Maschinenstühle auf Seidenbänder im Betriebe, 1818 nur mehr 600 Stühle im Gange. 1816 errichtete Bernhard Neusser eine Seidenbandfabrik in Traiskirchen, in welcher die Maschinenwebstühle mittelst Wasserkraft betrieben wurden.

Was die Verbesserungen und Erfindungen in dem eben behandelten Zeitraume betrifft, so erfand 1812 der Wiener Seidenzeugfabrikant Philipp Bordsorsky einen Stuhl zur Fertigung halbseidener Tücher, auf deren jeder Seite sich verschiedene Blumen zeigten; 1816 erhielt Christian Georg Hornbostel ein achtjähriges Privilegium auf einen von ihm erfundenen selbstwebenden Stuhl, welcher zu den sinnreichsten Erfindungen gehörte, und den er zu Leobersdorf bei Günselsdorf in einem eigens hierzu hergestellten Gebäude an der Triesting mit gutem Erfolge im großen ausführte; in demselben Jahre erhielt der Seidenfabrikant Thomas Bischof in Wien ein achtjähriges Privilegium auf einen selbstwebenden Stuhl, welcher einige Ähnlichkeit mit dem Bandmühlstuhle hatte, daher auch nur schmälere Stoffe, wie Bänder, auf demselben gefertigt wurden.

1820 waren in Wien die großen Seidenzeugfabriken von Christian Georg Hornbostel, Brüder Mestrozi und Comp., Samuel Murrmann, der mit ungefähr 140 Stühlen arbeitete, in Wiener-Neustadt aber Christoph Andrä die vorzüglichsten und bedeutendsten Etablissements; von den übrigen nahmen Sebastian Kargl, Johann Georg Hartmann, Stephan Ziegler, Georg Grilller, David Hermann, Franz Steyerer,

Johann Kollmann, Josef Fink, Gabriel Schmidt und Benedict Condecasa die ersten Stellen ein.

Die bedeutendsten Fabriken in Halbseidenzeugen waren Georg Griller und David Hermann in Umhängtüchern, Shawls und Borduren; Georg Christian Hornbostel, Sebastian Kargl, Georg Griller, Gebrüder Mestrozi in anderen Halbseidenzeugen; Johann Kollmann in brochierten Shawlstüchern, Benedict Condecasa in orientalischen Kleiderstoffen, Femesgut, Samalag, Cettani, Cuttag.

Die Seidenband-Erzeugung war wieder im Steigen, da man bloß innerhalb der Linien Wiens die Zahl der Bandmacher auf 160, der Gesellen auf 700, der Jungen auf 350 und der Frauenspersonen auf 350 veranschlagte.

Hervorragende Bandfabrikanten waren Emerich Breizner, welcher über 100 Stühle beschäftigte und besonders schöne Grundfigur- oder sogenannte Bauernbänder lieferte, Anton Diez, Leopold Englisch, welcher sich ebenfalls in faconnierten Bauernbändern auszeichnete, Stephan Göz, Lorenz Numüller, Johann Friedrich Stetter, Josef Göbl und Sebastian Kaufher; ferner in Modeartikeln Ignaz Adolph, Karl Möring, Simon Zmuditschz, Mathias Johann Nepallet, Thomas Bischof, welcher einen Maschinenstuhl erfunden hatte, auf welchem vier Stück breite Seidenbänder oder Binden zugleich gewebt werden konnten, Johann Lenz, Johann Enzinger, Thomas Gerstatt und Sohn, Franz Praller und Sohn, Jakob Harpe.

Unter den Sammtbandfabriken war das Etablissement Bräunlich in Wiener-Neustadt die vollkommenste und bedeutendste, erzeugte sowohl Sammtbänder als Kollgalonen und beschäftigte 100 Mühlenstühle, welche zu doppelten Bändern auf einem Laufe gebraucht wurden; die Fabrik der Gebrüder Mohr in Wiener-Neustadt war ebenfalls bedeutend; in Wien zeichneten sich Hermann Götges, Franz Spiegel, Johann Berger und Georg Och in faconnierten Sammtbändern nach Niederländer oder Krefelder Art aus, die meisten arbeiteten auf Schubstühlen von zwei bis vierzehn Läufen, auch glatte Bänder auf Schubstühlen. Die faconnierten Bänder mit Figuren in mannigfaltigen Farben waren besser als die ausländischen Erzeugnisse von Krefeld, Köln, Elberfeld, Herlohn, Eschweiler, jedoch kamen noch immer viele Gesellen aus diesen Gegenden in die Wiener Fabriken.

Von den Hilsgewerben der Seidenweberei war die Färberei sehr entwickelt, die vorzüglichsten Färber waren Johann Baptist Marchetti, Simon Chora, Peter Vinciguerra, Natal Kritti; der bedeutendste Appreteur war der schon genannte Gianicelli, dessen Werkstätte auf der Wieden mit einer großen Menge versehen war.

Façonnierte und brochierte Seidenstoffe aus Wien giengen nach Bayern, glatte und Modeseidenwaren durch polnische Juden nach Polen und Rußland und durch Kaufleute aus Siebenbürgen und der Bukowina in die Moldau und Walachai, jedoch war die Quantität der Ausfuhr in fremde Staaten nicht sehr erheblich; der Absatz von Halbseidenzeugen beschränkte sich nicht bloß auf das Inland, sondern von mehreren Artikeln wurden auch namhafte Quantitäten in das Ausland versandt; der Handel mit Sammtbändern war bedeutend, Wiener und Neustädter Bänder giengen durch die ganze Monarchie und durch Bräunlich auch nach Lombardo-Venetien, einige Jahre früher wurden die Wiener Waren auch auf den Leipziger Messen verkauft.

Von Erfindungen war ein Stuhl bemerkenswert, welchen Andrá in Wiener-Neustadt erfand, auf welchem zwei Stücke Sammt zugleich gewebt werden konnten, der aber nicht zur Ausführung kam. Auch die Erzeugung neuer Stoffe wurde eingeführt. Der Weber Franz Blümel, welcher zuerst die sogenannten englischen Shawls mit Baumwoll-Eintrag erzeugte, führte als der erste in Wien die Einrichtung ein, bei Umhängtüchern die Arbeit dadurch zu erleichtern, daß man die Kettenfäden ohne den Litzenzug oder die schwere Trommelmaschine aufwärtsziehen konnte, welches Verfahren bei vielen Halbseidenstoffen und Shawls in Anwendung kam; der Bandfabrikant Georg Griller erfand ganz besondere glatte Stoffe, von ihm „Lederplüsch“ genannt, d. i. glatte Dünntücher, in welche reihenweis kleine, meist gefärbte Federn eingewebt wurden; Christian Georg Hornbostel nahm ein dreijähriges ausschließliches Privilegium auf den mit großem Beifall aufgenommenen *crêpe de chine* (Krepon); die Brüder Mestrozi verfertigten doppelt gewebte und geheftete Dünntücher, welche wie moiriert ausjahren; Herr v. Phillisdorf machte gelungene Versuche, Popeline und Halbseidenzeuge auf dieselbe Weise mit Stein zu drucken wie ganz seidene und baumwollene Stoffe.

Die Kräftigung der Wiener Seidenindustrie hielt an, und 1827 bestanden in Wien 29 landesbefugte größere Fabriken, 267 bürgerliche und 310 privilegierte und befugte Seidenzeug-, Sammt- und Dünntuchfabrikanten, welche zusammen über 8000 Webestühle beschäftigten und jährlich 60.000 bis 65.000 Pfund rohe Seide verarbeiteten.

Um in der Industrie den Erfindungsgeist zu wecken und verdienstliche Leistungen ehrenvoll auszuzeichnen, hatte die Regierung die unter der französischen Verwaltung begründeten Preisvertheilungen im oberen Italien beibehalten, und wurden dieselben jedes Jahr abwechselnd in Mailand und Venedig fortgesetzt, in den anderen Provinzen wurden Ausstellungen von Gewerbserzeugnissen angeordnet, die erste 1828 in Prag, welche 1835 in Wien eine Nachfolgerin fand. Bei der letzteren war die Wiener Seidenindustrie zahlreich vertreten, und es erhielten

wohlverdiente Auszeichnungen die Seidenzeugfabrikanten Christian Georg Hornbostel, Alexander Daumas, Franz Kargl, S. Lemann und Sohn, Josef Nigri, Franz Schlick, Georg Bujatti, Leopold Dorfleuthner, Brüder Gießauf, Gebrüder Hirsch, Wilhelm Bartsch jun., Anton Fries und Zeppezauer, Josef Höfermayer, Johann Raftner, Franz Rien, Leopold Schick, Christian Seyffert, Friedrich Siebert. Die Fabrik Hornbostel arbeitete auf 150 Webstühlen, 40 derselben, darunter 30 selbstwebende, waren in der Leobersdorfer Fabrik aufgestellt, die Jury sprach sich dahin aus, daß der Fabriksinhaber Christian Hornbostel durch seine Verbesserungen und Erfindungen in der Fabrication wesentlich zur Begründung der Seidenweberei in der Monarchie beigetragen habe, und ertheilte ihm die goldene Medaille; Josef Nigri hatte für seine Erzeugnisse bedeutenden Absatz; Georg Bujatti versandte seine Waren in bedeutenden Mengen nicht bloß in die österreichischen Provinzen, namentlich nach Oberösterreich, Tirol, Böhmen, Galizien und Ungarn, sondern selbst nach Griechenland und der Türkei; Leopold Dorfleuthner beschäftigte 200 Individuen und erzeugte jährlich 1500 Stück Ware; die Brüder Gießauf hatten einen bedeutenden Absatz ihrer Erzeugnisse in das Ausland, namentlich nach dem Orient; Anton Fries und Zeppezauer hatten beträchtliche Versendungen ihrer zu Nationaltrachten bestimmten Erzeugnisse in das Ausland. Von Bandfabrikanten wurden ausgezeichnet Josef Göbel, Franz Heller, Anton Messat, Leonhard Schlecht, Anton Flandorfer, Hermann Göttges, Josef Hassinger, Lazarus Kargl, Josef Schlecht, Franz Seipl, Gebrüder Winter. Die seit 1780 bestehende, ununterbrochen im Besitze der Familie gebliebene, 1831 an den Aussteller Josef Hassinger gelangte Bandfabrik hatte bis 1797 auf Handstühlen, seit dieser Zeit aber auf Mühlstühlen gearbeitet.

1837 charakterisierte der Schriftsteller Blumenbach, eine in der Beurtheilung gewerblicher Fragen competente Persönlichkeit, die Verhältnisse der Wiener Seidenindustrie in folgender Weise: „Nach dem heutigen Stande der Seidenweberei steht Wien in diesem Productionszweige höher als Paris und kann den Vergleich mit jeder anderen Fabrikstadt bestehen. Ein großer Theil der alten Stühle ist abgeschafft und durch die vortrefflichsten neuen Maschinen ersetzt, die gemusterten Wiener Seidenstoffe sind von ausgezeichneter Schönheit und können, seitdem die Färberei größere Fortschritte gemacht hat und die Jacquardstühle hier eingeführt und verbreitet sind, von den sonst so gepriesenen und bewunderten Lyoner Seidenzeugen nicht mehr unterschieden werden, und Wien hat auch in seinen Seidenarbeiten eine viel höhere Stufe erreicht als das lombardisch-venetianische Königreich,

was ein unparteiischer Vergleich der beiderseitigen Erzeugnisse augenscheinlich beweist. Auch sind unter den hiesigen Seidenarbeitern viele junge geschickte Männer, welche an der Akademie der vereinigten bildenden Künste sich der Zeichenkunst gewidmet haben, und in mehreren um Wien liegenden Ortschaften wurden Seidenzeugwerflätten errichtet; in Leopoldsdorf besteht eine merkwürdige, von Wasserkraft getriebene und bloß aus selbstwebenden Stühlen bestehende Fabrik von Seidenwaren, sehr bedeutend ist die in Neustadt und Kaxelsdorf arbeitende Seidenfabrik, deren herrliche reiche Zeuge und holländische Sammte seit vielen Jahren berühmt sind, Gumpoldskirchen besitzt eine Flor-, Krepp- und Krepponfabrik. Es versteht sich von selbst, daß es an den nöthigen Appreturanstalten und Färbereien nicht fehlt. Ein höchst wichtiger Artikel aus Seide sind die Seiden- und Sammtbänder, welche ebenfalls in seltener Schönheit und Güte und in der größten Mannigfaltigkeit erzeugt werden; sowohl das Vorhandensein geeigneter Stühle als auch der Umstand, daß die Erzeugung von Bändern hier ganz unzüchtig ist und frei betrieben werden kann, hat diesen Fabricationszweig auf seine jetzige hohe Stufe gebracht. Wien hat nunmehr viele größere und kleinere Seiden- und Sammtbandfabriken und Weber, welche schön und wohlfeil arbeiten, die Wiener Mode- und Sammtbänder kommen den französischen Erzeugnissen beinahe gleich und sind in Mitteleuropa ohne Zweifel die schönsten. Die Menge und Verschiedenheit der Halbseidenzeuge, der gewirkten Waren, der Seiden spitzen, der Blondspitzen oder Petinets, unechten Blonden, der Krepparbeiten, Schnüre, Knöpfe, Borten und Börtchen, welche in den Wiener Werkstätten mit Fleiß und Geschicklichkeit gearbeitet werden, ist groß.

Auf der Wiener Gewerbeausstellung von 1839 war die Wiener Seidenindustrie wieder durch eine reiche Collection ihrer Erzeugnisse vertreten.

Von Seidenfabrikanten wurden ausgezeichnet: Hornbostel, Johann Herzig, Albert Kastner, Gebrüder Bader, Marie Kolb, Leopold Dorfleuthner, J. Breuer und Söhne, Friedrich Siebert und Sohn, Josef Fink, Ignaz Gießauf, Ignaz Beywinkler, Ignaz Sigmund, Philipp Haas, Georg Kraß, Gebrüder Hirsch, Franz Petter, Alexander Daumas, Josef Nigri, Alexander Bellon. Von den eben genannten Etablissements hatte die Fabrik Hornbostel in den letzteren Jahren in Mäntel- und Kleiderstoffen, gemischt aus Seide und Kammgarn, einen nicht unbedeutenden Absatz errungen, auch fanden ihre anderweitigen Modeartikel beifällige Aufnahme und trotz der Concurrrenz einen lohnenden Absatz in Italien, die Fabrik umfaßte fast alle Zweige der Seidenweberei und zeichnete sich durch die Mannigfaltigkeit der Fabrication und die bedeutende Ausdehnung des Ge-

schäftsbetriebes aus; Leopold Dorfleuthner hatte eine bedeutende jährliche Production, von welcher beinahe ein Drittel nach Bayern, nach Sassy und nach Odessa exportiert wurde; Ignaz Gießauf hatte einen nicht unbedeutenden Ausfuhrhandel von Halbseidenzeugen nach dem Orient; Ignaz Beywinkler arbeitete hauptsächlich Kunst- und moderne Seidenzeuge, er war der erste in Wien, welcher auf die bloße Mittheilung der Idee eines Jacquardstuhles einen solchen Stuhl vollkommen ausführte und in Anwendung brachte; Georg Kraß nahm durch tadellose Ausführung, gefällige Dessins und gute Appretur seiner Erzeugnisse einen ehrenvollen Platz unter den Wiener Seidenwebern ein; Alexander Daumas hatte durch die Reinheit und Correctheit der Zeichnungen, geschmackvolle Dessins, schöne Appretur und Vielseitigkeit der Fabrication einen bedeutenden Ruf in der Handelswelt; Josef Nigri erzeugte Möbelstoffe, welche sich durch vollendete Ausführung der geschmackvollsten, ganz neuen Dessins den schönen französischen Seidenmöbelstoffen würdig anreihen und das vortheilhafteste Zeugnis von der Kunstfertigkeit ihres Erzeugers ablegten.

Von Bandfabrikanten wurden mit Auszeichnungen bedacht: Leonhard Schlecht, Messat und Wallner, Philipp Haas, Johann Petter, Karl Möring, Josef Pfennigberger, Franz Klinggruber. Unter diesen Geschäften war die Firma Messat und Wallner besonders hervorragend, sie arbeitete mit 100 Personen auf 44 Stühlen, unterhielt eine eigene Niederlage in Mailand, stand nicht nur mit den meisten Provinzialhauptstädten der Monarchie, sondern auch mit dem Auslande im Verkehr, namentlich mit Sachsen, Preußen und Rußland, und hatte das Verdienst, der inländischen Seidenbanderzeugung einen mächtigen Aufschwung gegeben und eine ehrende Anerkennung im Auslande verschafft zu haben; Karl Möring erfreute sich eines weit verbreiteten, vortheilhaften Rufes und stand nicht bloß mit den meisten Provinzialhauptstädten der Monarchie, sondern auch mit dem Auslande in geschäftlicher Verbindung.

Im Beginn der Vierzigerjahre bestanden in Wien 26 landesbefugte, über 400 Seidenzeug-, Sammt- und Dünntuchfabrikanten und Seidenzeugmacher, welche mehr als 2000 Gesellen, 4000 Stuhl- und Hilfsarbeiterinnen und 800 Lehrlinge beschäftigten, und über 100 Seidenbandsfabrikanten und Seidenbandmacher, an welche sich die Fabriken Wertheimer, Kollisch und Trebitsch in Fünfhaus, Pollitzer in Sechshaus, Andrá, Bräunlich und Erhard in Wiener-Neustadt und Riek in Gumpoldskirchen angeschlossen.

Mehrere Seidenzeug- und Bandfabriken unterhielten Filatorien, für den Verkauf arbeiteten nebstbei die Filatorien von Chwalla in Wien und Riek in Gumpoldskirchen, außerdem bestanden acht Seiden-

dreher in Wien, von denen Bresciani, Brinani, Girolla auch Krepp und Kreppseide, Gettinger Flosseide bereiteten, sich auch mit Baumwollzwirnen befaßten.

Der jährliche Seidenverbrauch der Wiener Industrie wurde auf 6000 bis 6500 Wiener Centner Organzin, Trama und Cusir, der Wert der jährlich erzeugten Ware auf 12 Millionen Gulden veranschlagt. Die Fortschritte der Wiener Seidenindustrie wurden dadurch bewiesen, daß bei der damals in Lyon abgehaltenen Ausstellung fremder Seidenwaren, die alle fünf Jahre daselbst stattzufinden pflegte, um ermitteln zu können, welche Concurrenz die französische Seidenweberei im Auslande zu überwinden habe, zunächst die Wiener Stoffe und dann die Mailänder Seidenwaren als diejenigen bezeichnet wurden, welche in der Qualität und Arbeit den Lyoner Erzeugnissen am nächsten ständen, und deren Mitbewerbung am meisten zu beachten sei; ein ähnliches Resultat lieferte die Berliner Ausstellung von 1844, gelegentlich welcher die Kunstfertigkeit und der höhere Schwung in den Einsendungen von Hornbostel und Haas sowie überhaupt die Selbständigkeit der sich nicht ängstlich an die französischen Muster bindenden österreichischen Industriellen dieses Faches lobend anerkannt wurden.

An der Wiener Gewerbeausstellung von 1845 betheiligte sich die Mehrzahl der größeren Wiener Unternehmungen und bewies ihren regen Wettstreit sowie ihre bedeutenden Fortschritte. Von Seidenfabrikanten wurden ausgezeichnet: Franz Xaver Spanrast, Franz Reichert, Franz Bujatti, Gebrüder Zell, Josef Fink, Johann Oberthaner, Josef Nigri, Johann Fassbender, Leopold Dorfleuthner, Arbeiter und Comp., Anton Flemmich, Tobias Biehler, Josef Bossi, Alexander Bellon, Peter Glaser, Johann Gießauf; von Bandfabrikanten: Anton Messat, Karl Möring, Anton Harpke, Franz Klinggruber, Leopold Klinger, Anton Wiesenburg, M. Vimper, Anton Verständig, Johann Gasselfeder, Lazarus Kargl, Johann Mohr.

Noch ist zu bemerken, daß die 1839 erfolgte Gründung des niederösterreichischen Gewerbevereins auch für die Seidenindustrie in mehrfacher Beziehung nutzbringend war, denn dieser Verein entwickelte eine erfolgreiche Wirksamkeit hinsichtlich der Einführung von Muster- schulen, einer Seidentrocknungsanstalt, einer Zeichen- und Weberschule.

Die infolge der Ereignisse des Jahres 1848 erfolgte Neugestaltung der Monarchie führte eine wesentliche Änderung in der bisher befolgten Handels- und Gewerbepolitik herbei, was selbstverständlich auch auf die Seidenindustrie nicht ohne nachhaltigen Einfluß bleiben konnte. Vor allem erfolgte die Aufhebung der bisher bestandenen Zwischenzolllinie, welche die ungarischen Länder von den übrigen Pro-

vinzen der Monarchie trennte, und es wurden auch Istrien, die quarnerischen Inseln und die Umkreise der Freihäfen in das allgemeine Zollgebiet einbezogen. Diese Maßregel wurde von den geschäftlichen Kreisen mit der größten Befriedigung begrüßt, denn sie war schon längst der allgemein gehegte Wunsch, konnte aber früher nicht durchgeführt werden. Umso bedenklicher erschienen aber die Bestrebungen der Regierung, das Prohibitivsystem aufzuheben und an dessen Stelle ein Schutzollsystem zu setzen; man vergaß, daß bei dieser Maßnahme die möglichste Berücksichtigung der bestehenden Interessen im Auge behalten war, und entragierte Anhänger des Althergebrachten sahen schon im Geiste die einheimische Industrie dem Untergange preisgegeben. Alle diese Befürchtungen blieben glücklicherweise nicht bloß unerfüllt, allerdings beschränkte das Agio des Silbers gegenüber dem Papiergelde wesentlich den augenblicklichen Druck der fremden Concurrnz, sondern die einheimische Industrie nahm sogar einen mächtigen Aufschwung, welcher geradezu überraschend wirken mußte. Dieser Fortschritt zeigte sich auch bei der Wiener Seidenindustrie, welche nicht nur auf den Weltausstellungen die wohlverdiente Anerkennung ihrer Leistungen fand, sondern auch durch den Umfang und die Intensität ihres Betriebes die Erstarkung nachwies. In den Fünfzigerjahren bestanden in Wien 466 Seidenspinner und Seidenzeugmacher, 154 Seide- und Sammtbandmacher, Färber und Putzer, 468 Posamentierer, auf dem Lande von der ersten Kategorie 19, von der zweiten ebenfalls 19 und von der dritten 26; 1862 waren in Niederösterreich 320 Erzeuger von Garnen und Geweben aus Seide.

Wenn auch die Seidenindustrie seitdem so manche ungünstige Einwirkung auf ihre Verhältnisse durchmachen mußte, so ist sie doch ein Glanzpunkt der heimischen Production geblieben und wird auch hoffentlich stets ihre Stellung zu bewahren wissen.





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur- und Lebensbilder aus Österreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Kirchner & Schmidt, 1893. 8°.

Franz Grillparzer war es, welcher der österreichischen Literatur des zur Reife gehenden Jahrhunderts den Stempel seines Genius aufgedrückt hat. Der rühmlich bekannte Wiener Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn thut daher wohl daran, es das Jahrhundert Grillparzers zu nennen und das den Trägern und Ecksteinen desselben gewidmete Buch mit dem Bilde: „Franz Grillparzer, der Mensch“ einzuleiten. Dasselbe bietet eine treffliche Lösung des Menschen Grillparzer, welcher eines der merkwürdigsten seelischen Probleme ist, indem es ihn als das vollendetste Abbild eines Altösterreicher im guten wie im schlimmen Sinne hinstellt. Der Altösterreicher, vornehmlich der Altwiener ist nach des Verfassers gelungener Analyse ein Wesen voll von Vorzügen und Widersprüchen, von herrlichen Eigenschaften des Gemüthes und von liebenswürdigen Schwächen: „Er nimmt die edelsten Anläufe, doch kommt er gewöhnlich nur zu halben Thaten; er sagt niemals nein, aber sein Ja ist nicht immer zuverlässig. Sein ganzes Leben bewegt sich in den heftigsten Wallungen. Sein Wagemuth schäumt auf in hochtrabenden Worten, und seine Verzagttheit wird sogleich zur Selbstpreisgebung; seine Lebenslust flutet über alle Hemmnisse hinweg, aber seine Selbstquälerei zersetzt ihm die besten und edelsten Empfindungen und bringt ihn um jede Entschlußkraft. Alles ist in ihm zu weich, seine Fehler und Vorzüge wohnen nebeneinander, ohne sich zu verbinden. Zu lange Jahrhunderte hat man den Österreicher, namentlich aber den Wiener bevormundet und zur Gemüthlichkeit gedrillt; das patriarchalische System hat ihm das Selbstdenken erspart, das reiche Land ihn vor einem harten Kampf ums Dasein geschützt, und so ist er ein Kind geblieben. Das Schicksal, das den Jüng-

ling zum Manne, die Stämme zu Völkern schmiedet, es hat hier sein Werk noch heute nicht ganz vollführt." Grillparzer ist nicht nur als Mensch, er ist auch als Dichter der vollendetste Typus dieses Deutschösterreichers alten Schlages. Er ist von hinreißender Liebenswürdigkeit in den Szenen seiner Stücke, welche das Gefühls- und Liebesleben zum Ausdruck bringen, voll Kraft und Frische im Anlaufe, doch selten frei von einer gewissen tragischen Wehleidigkeit im Ausbau eines Werkes. Wir müssen indes von dem Verfasser entschieden abweichen, wenn er sagt: „Über alles ragt bei ihm die Betonung des Menschlichen, und darin nurzelt als Dichter seine hohe Verwandtschaft mit Goethe, dem er als Mensch so gar nicht gleicht.“ Wohl erkennt es der Dichter Grillparzer in der Theorie als die Aufgabe des Poeten, sein Werk der allgemeinen Menschennatur verständlich und empfindbar zu machen. Schön ist ihm dasjenige, was, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genügt, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommen Sinnliche dahin zu gelangen, ist gut, wahr, recht, was man will, aber nicht schön. Philosophisch wahr ist, was sich erweisen läßt; poetisch wahr das, wovon man überzeugt ist, oder besser, was man als wahr fühlt, im Gegensatz zu dem, was man als wahr weiß. Er folgt auch dem deutlichen Winke der Menschennatur, indem er sich, wie wir aus dem zweiten Aufzuge: „Otto Prechtler und Franz Grillparzer“, welcher viele neue dankenswerte Streiflichter auf seine Individualität wirft, ersehen, zu dem Freunde und Jünger in Variierung des berühmten Wortes vom „Capua der Geister“ in drastischer Weise ausspricht: „Man übertreibt es oft, aber etwas Wahres ist daran: wir sind Deutsche, ja, aber wir sind halt Oesterreicher, und Sie, lieber Freund, sein's nicht böß, sind nur Oesterreicher. Die Luft ist hier zu weich, die Frauen sind zu schön, und die Strauß'sche Musik geht uns zu sehr ins Blut. Das Tüpfelchen auf dem i fehlt beinahe allen unseren ernstern Arbeiten, und wir vergessen vielleicht oft nur daran — weil gerade ein ‚Werkel‘ unterm Fenster unsere Lieblingsmelodie orgelt!“ und im Einklange damit sich über den Unterschied von Nord- und Süddeutschland also ausläßt: „Glücklich der künstlerisch begabte junge Mann, der in Wien leben kann. Seine Phantasie wird hier im Volksleben und auf allen Wegen Befruchtung und Anregung erfahren — aber der reisende Mann gehört nach dem stetigeren Norden.“ In der Praxis sehen wir Grillparzer jedoch zuweilen, vollends in dem „Treuen Diener seines Herrn“, über das allgemein Menschliche zur Tagesordnung übergehen und das starre, herbe, karthäuserartige, der Empfindung den Gnadenstoß versetzende Pflichtgefühl verherrlichen. Lebend, flieht er das Leben und legt an dasselbe einen übermenschlichen Maßstab; er ignoriert das Grundgesetz alles Wollens, welches man füglich als Beharrungstendenz der Luft bezeichnen könnte, er ist ein Apostel des von Kant gepredigten kategorischen Imperativs und reicht als solcher denen, welche, in das volle Leben greifend, nach den Vorbeeren des edlen Göttersunkens der Freude ihre Hand ausstrecken, die stachlige Dornenkrone des Martyriums. Das Sollen gilt ihm mehr als das Wollen, die Einöde der Seele

steht ihm höher als die innere Befriedigung. Er schafft einen Dualismus zwischen der von Anmuth und Liebreiz überquellenden Phantasie und dem grausam grübelnden Verstande, statt sie durch Erhebung auf den höheren Standpunkt, auf welchem die Tugend selbst die Glückseligkeit ist, für immer zu versöhnen. Treuherzig legt er in seiner Selbstbiographie das Geständnis ab: „In mir leben zwei völlig abge sonderte Wesen. Ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie und ein Verstandesmenschen der kältesten und zähesten Art.“ Ein so raffinierter Verstandesmenschen konnte aber nicht ungestraft bei dem Weltweisen von Rdnigsberg in die Schule gehen. Unbewusst richtet unser Dichter sich selbst in einem seiner Aphorismen zur Philosophie und Religion, welcher folgendermaßen lautet: „Gerade für Menschen, bei denen das Gemüth vorherrscht, sind Kants Schriften höchst nützlich, da sie von dem Ihrigen da anzustücken vermögen, wo Kant aufhört, indes er ihnen Ordnung machen hilft in der Sphäre, die in seinem Bereich liegt. Trockene Verstandesmenschen müssen durch Kants Philosophie nothwendig ganz austrocknen.“

Franz Grillparzer, dem größten Tragiker Osterreichs, schließt sich würdig an Ferdinand Raimund, der große Reformator des Volksstückes, welche es aus der Gemeinheit zur Reinheit, aus der Versumpfung zur Sittlichkeit erhoben und den banalen, hohlen, derben Hanswurft durch die kindliche, sinnige, gemüthvolle, goldenen Humor und ernste Wehmuth verflechtende Versinnlichung der schlichten, ursprünglichen, lebenswarmen und frischpulsierenden Volksseele vertrieben hat. Er hat es auf gesunder realisti scher Grundlage aufgebaut, ihm einen lebenswahren, tiefempfundenen Inhalt gegeben, es, wenn auch in der symbolischen Form phantastischer Märchengestalten, welcher er sich, der Noth der Überlieferung gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, bedienen mußte, mit Vernunftwahrheiten durchsetzt und ihm hierdurch erst den Stempel der Dichtung aufgeprägt. Er hat die Volksmuse aus dem Schlafe geküßt, in wenig mehr als zehn Jahren das Wiener Localstück zu den Gipfeln der Poesie emporgetragen. Es ist dies eine hervorragende culturelle That; sie hat der ästhetischen Erziehung der breiteren Schichten der Bevölkerung die Bahn geebnet, die Wiedergeburt ihres Geistes und Gemüthes mit sich im Gefolge gehabt. Grillparzer hat sie nach Gebühr geschätzt; er hat Raimund ein dauerndes, unvergängliches Denkmal errichtet, da er ihm das glänzende Zeugnis ausstellte: „Man hat oft bedauert, daß es Raimund, dem beliebten Volksdichter, an Bildung fehle; wenn diese noch dazu gekommen wäre, stünde der leibhafte Shakespeare noch einmal vor uns.“ Und an einer anderen Stelle ließ er sich vernehmen: „Man muß die Wüste der neuesten deutschen Poesie durchwandeln und gefühlt haben, wie Naturwahrheit und Leben aus dem begriffsmäßigen Gerüste talentloser Überschwenglichkeit sich nach und nach völlig zurückziehen drohen, um das Erquickende dieser frischen Quelle ganz zu empfinden.“ Auch das ganze deutsche Volk hat ihm ein dankbares Andenken bewahrt. Die Welt ist umgestaltet worden, seitdem er heimgefunden hat; Dichtergenerationen kamen und giengen, literarische Schulen erstanden und zerstoben in Unfruchtbarkeit, und wieder stehen

große ästhetische Umwälzungen bevor, welche dem Idealismus den Saraus machen wollen. Gleichwohl leuchtet Raimunds Stern hell und unge- trübt. Der Volksdichter ist in seiner Vaterstadt so volkstümlich, daß an seinem hundertsten Wiegenfeste, am 1. Juni 1890, eine Gruppe von Idealisten zusammentreten konnte, um eine reformatorische Volksbühne zu gründen, welche seinen Namen führen wird: das „Raimundtheater“. Soweit menschliche Voraussicht reicht, wird es blühen, grünen und gedeihen; ist doch zum artistischen Leiter desselben Adam Müller- Guttenbrunn bestellt, welcher sich schon in vielen „dramaturgischen Gängen“ auf der Höhe der Situation gezeigt und sich neuerdings in dem uns eben vorliegenden Buche als ein tüchtiger, verständnisvoller An- und Nachempfinder Ferdinand Raimunds und Ludwig Anzen- grubers erwiesen hat.

Wien.

Dr. Bernhard Münz.





Österreichisch-Ungarische Dichtersalle.

Im März.

Von Ambros Mayr.

Trient.

Sauchz' auf, mein Herz, in Wonne laut:
Der Frühling ist im Werden;
Ein sonnig-lichter Himmel blaut,
Die Heide blüht, die Scholle thaut,
Und Leben spricht auf Erden.

Die harte Winterkruste sprang,
Befreit sind Bach und Quellen,
Windröschen stehn am Bergeshang,
Vom Walde tragen neuen Sang
Der weichen Lüfte Wellen.

Nun rüste Du auch Dein Gemüth,
Den holden Gast zu ehren,
Sieh zu, daß auch Dein Herz erblüht,
Daß drin die helle Sonne glüht
Und Wieder wiederkehren.



Duldsamkeit.

Vom Demselben.

Ein jeder malt sich seine Götter,
Und heilig ist ihm, was er glaubt;
Weh dem Vernünftler, weh dem Spötter,
Der ihn des Heiligsten beraubt!

Ein jeder möchte selig sterben —
 So laß ihm doch die freie Wahl!
 Du wirst darum Dich nicht enterben:
 Die Welt hat Götter ohne Zahl.



Freiheit.

Von Demselben.

Beg, weiches Bett, vom Fieberhauch
 Der Leidenschaft durchwärmt,
 Beg, schwarzer Sarg, worin die Qual
 Der Büßerei sich härt!

Nicht Schlemmer und nicht Knicker sei
 Mit Deiner Lebenskraft;
 Nie nehme Lust, nie nehme Leid
 Den freien Geist in Haft.



Die Flucht der Ideale.

Von Franz Kranewitter.

Innsbruck.

Ich lag im grünen Erdbeerhag
 Des Abends traumverloren,
 Als dumpf es mir wie Hufeschlag,
 Wie ferner drang zu Ohren.

Und näher, immer näher schlug
 Ein Wiehern und ein Brausen,
 Bis einen flinken Reiterzug
 Ich sah vorüberausen.

Wohl schön're Lenker sah ich nie
 Die Silberzügel packen,
 Auf schwarzen Rossen saßen sie
 Mit goldenen Schabracken.

Den Frauen floß vom Haupt das Haar
 In schwarzen Ringeln nieder,
 Das eine Krone wunderbar
 Aus Rosen trug und Flieder.

Vom Nacken fiel ein weiß Gewand
 In linden, losen Falten,
 Von einem grünen Seidenband
 Am Busen festgehalten.

In ihrem Blick ergossen lag
 Ein Meer von tiefer Bläue,
 Daß ich gemeint, der helle Tag
 Gieng' durch den Wald aufs neue.

Wie lustig durch den grünen Klee
 So ihre Flieder sprangen,
 Da hört' ich mit verhalt'nem Weh,
 Wie sie zum Abschied sangen:

„Es ist die Welt so öd und leer
 Und alle Luft verglommen,
 Seit sich die Herzen ringsumher
 Das Gold in Solb genommen.

Vom Morgen bis zum Abend spät
 Steigt Rauch aus dem Kamine,
 Vom Morgen bis zum Abend dreht
 Sich grollend die Maschine.

Leb' wohl, o Mond, Du Silberfahn,
 Lebt wohl, Ihr stillen Thale,
 Wir grüßen Euch auf uns'rer Bahn
 Zum allerletztenmale.

Wir ziehen fort durch Land und Meer
 Und weiter, immer weiter,
 Wir ziehen zu dem Sternensheer
 Hinauf die Himmelsleiter.

Die Nacht vergeht, die Sonn' entrollt
 Schon hell des Dits Portale —
 Sag', wenn Dich einer fragen sollt',
 Wir sind's, die Ideale!“



Steinkohle.

Von Demselben.

Wenn um Wald und Felsenschrofen
 Winterlich der Sturmwind zieht,
 Sitz' behaglich ich beim Ofen,
 Wo das Feuer lustig spricht.

Aufgehäuft, ein rother Hügel,
 Füllt die Kohle sein Gebäu,
 Und mich nimmt auf seinen Flügel
 Niesenadler Phantasei.

Zu der Erde tiefsten Stollen
Pfeilgeschwind entführt sie mich,
Wo der Erdgeist unter Grollen
Also läßt vernehmen sich:

„Was hier in den dunklen Schächten
Braun und schwarz der Knappe bricht,
Hat in vollen Laubesprächten
Einst geathmet Sonnenlicht.

Sonnenlicht, das glänzend helle,
Das der schwarze Stein verschloß,
Treibt Dir nun mit Windeschnelle,
Mensch, Dein starkes Eisenroß.

Über Ström' und Meere leitet
Es die stolzen Flaggen her,
Und den Bann der Nacht bestreitet
Siegreich Dir sein Flammenmeer.

Mag der Bau der Erde wanken,
Ewig bleibt das Wort bestehn:
Nimmer kann ein Lichtgedanken
Wieder in ein Nichts verwehn!“



Unbelauscht.

Von Angelica v. Hörmann.

Sunsbruck.

Spät war's, wohl mitternächt'ge Stunde,
Und dunkel, rings kein Licht entfacht,
Im Scheidekuss hieng Mund am Munde,
Bier Lippen flüsterten: „Gut' Nacht!“

Dann schlich ich still auf leisen Sohlen
Mit meinem Glück ins Schlafgemach,
Ich wagte kaum das Athemholen,
Als rief' ich arge Räuber wach,

Die meinen Schatz, den wunderfamen,
Mir raubten aus des Herzens Schrein:
Kein Laut, kein Licht, nur Deinen Namen
Als Nachtgebet — so schlief ich ein.



Du bist so glücklich.

Von B. Del-Pero.

Zunsbruck.

Du bist so glücklich und ahnst es kaum,
 Du fromme Kinderseele,
 Darum ist einzig schön Dein Traum,
 So froh, so sonder Fehle!

Du schaust die Englein schweben lind
 Hernieder von den Sternen
 Und hörst ihr Lied im Abendwind
 Verklingen in die Fernen.

Einmal im Jahre mag sogar
 Vom Himmel niederschwingen
 Christkindlein sich mit der Engel Schar,
 Das Spielzeug Dir zu bringen.

Im Kirchlein regt sich Mann und Schild
 Entlang der bemalten Wände,
 Hold nickt herab das Gnadenbild,
 Du faltest so fromm die Hände.

Im Wald begegnest Du der Fee,
 Die hält in ihrem Banne
 Den Königssohn am Felsensee
 Im tiefen, dunklen Tanne.

Die Thräne läßt keine Spur zurück,
 Die Dir ins Auge mag pressen
 Ein Leid, in der nächsten Stunde Glück
 Schon hast Du's für immer vergessen.

Du bist so glücklich und ahnst es kaum,
 Du fromme Kinderseele,
 O, träume fort den goldenen Traum,
 So rein, so sonder Fehle!

Bald kommt der Tag, wo Du gesehn
 Dein letztes Englein schwinden,
 Dann magst Du die ganze Welt durchgehn,
 Du kannst es nirgends mehr finden!

Feierabend.

Von Demselben.

War der Tag voll Lenzesglück,
 Gieng er hin im Herbstessturme —
 Kehrt kein Stündlein mehr zurück,
 Horch, das Glücklein ruft vom Thurme:
 Feierabend!

Macht und Glück in Deinem Zelt,
 Zogst Du aus am frühen Morgen,
 Zu erobern Dir die Welt —
 Horch, von oben rief's verborgen:
 Feierabend!

Schäumend blinkt in mancher Hand
 Des Genusses gold'ner Becher —
 Zeigt ein Schatten an der Wand
 Sich und schreckt die Schar der Becher:
 Feierabend!

Einsam, ohne Raft und Ruh'
 Mußt Du gehn auf Dornengrunde —
 Wand're, Dulder, wand're zu,
 Horch des Glückleins süßer Kunde:
 Feierabend!



Sprüche.

Von Adolf Pichler.

Innsbruck.

Auch das kleinste Bächlein strebt
 Vorwärts in die Weite,
 Guer Sumpf, der dehnt sich nur
 In die Länge, Breite.



Bist Du jung, so greiffst Du frisch
 In die Wirklichkeit,
 Bist Du alt, so ist sie Dir
 Zum Symbol bereit.



Schloß Várád.

Lustspiel in vier Acten von Anton Günther (Elmar Herzog von Oldenburg).

(Fortsetzung.)

Schloß Erlaa.

Dritter Act.

(Park. Immergrüne Bäume und Gewächse. In der Mitte ein großer Baum, unter demselben Bank, Tisch und Sitze von Marmor. Hinten links eine Marmorbank.)

1. Scene.

Schabratky. Dann Eberhard.

Schabratky (in ähnlichem Anzuge wie Eberhard im zweiten Act, kommt von hinten rechts hereinmarschirt, lustig seinen Stock schwingend und singend).

„So leben wir, so leben wir,
So leb'n wir alle Tage . . .“

(Trällert und pfeift abwechselnd die Melodie weiter, während er sich auf die Bank in der Mitte setzt und aus seinem Tornister eine Feldflasche und ein riesiges Butterbrot nimmt. Dann isst und trinkt er mit großem Behagen.)

Eberhard (von hinten rechts mit einem Skizzenbuch, nähert sich Schabratky und sieht ihm lächelnd zu. Nach einer Pause). Wohl bekomm's, Herr Schabratky!

Schabratky (springt auf). Ah, Er . . . Herr Eberhard . . .

Eberhard. Gratuliere zur Genesung . . .

Schabratky. Die ich den Herren Spitzbuben und Ihnen verdanke. Der gestrige unfreiwillige Spaziergang nach Rom ist mir ganz ausgezeichnet bekommen. Seit Jahren habe ich zum erstenmale wieder wunderbar geschlafen und heute morgens, da fühlte ich mich so wohl, so frisch, so unternehmend . . . wie neugeboren! Und da fiel mir ein, was Sie mir gestern sagten vom Tornister und von „Schusters Rappen“. Der Tornister war bald gekauft, und auf „Schusters Rappen“ gieng's fröhlich hinaus in den strahlenden Morgen, durch die Porta del Popolo gegen den Ponte molle zu und dann hieher in den herrlichen Park der Villa Borghese zum „Gabelfrühstück"! Über zwei Stunden lang bin ich heute schon marschirt . . .

Eberhard. Um vollständig zu genesen, müßten Sie eigentlich heute abends im Corso die Moccoci mitfeiern und zwar zuseß.

Schabratky. Moccoci? Was ist das?

Eberhard. Wie, Sie wissen nicht, was die Moccoci sind? Da merkt man, daß Sie zum erstenmal und erst vorgestern nach Rom kamen. . . Daß heute Fastnachtsdienstag ist, das wissen Sie doch?

Schabratky. Allerdings . . .

Eberhard. Nun also: an diesem Tage, sobald es dunkelt, durchzieht eine riesige Menschenmenge den Corso. An allen Fenstern, auf allen Balkons auch Menschen, jeder eine oder mehrere brennende Wachskerzen — die Moccoci — in der Hand und jeder bestrebt, den Moccoco des

anderen auszulüschten, dagegen den feinigsten brennend zu erhalten. Wer das nicht schon miterlebte, kann sich gar nicht vorstellen, unter welchem kolossalen Geschrei und Gelächter das vor sich geht, welches wunderbare Gedränge, welche prächtige Balgerei dabei auf der Straße entsteht! . . . Ich rathe Ihnen entschieden, kaufen Sie sich ein Paket Moccoli, und schreien Sie heute abends ein paar Stunden lang im Corso mit: „Ho! Ha! Hu! Sia ammazzato! Ammazzato! Oh! Senza Moccolo! Senza Moccolo! Moccolo! Moccolo! Moccolo!“

Schabrahky. Dazu fühle ich mich doch noch nicht gekräftigt genug. Vielleicht im nächsten Jahre. Heute werde ich mir lieber das Fest noch als Zuschauer vom Balkon meines Hôtels aus betrachten. (Grüßt, rechts ab.)

Eberhard (ihm nachrufend). Da haben Sie sehr unrecht, Herr Schabrahky! (Setzt sich hinten links und zeichnet.)

2. Scene.

Eberhard. **Elfriede** und **Paul** (von vorn links. Dann) **Gräfin** und **Baron**.

Paul. Sie zürnen mir also nicht mehr, Comtesse, daß ich Ihnen gestern untreu wurde?

Elfriede. Seitdem ich Baronesse Irma kennen lernte, nicht mehr. Sie gefällt mir bei weitem besser, als wie ich mir selbst gefalle, und da kann ich doch unmöglich es Ihnen übel nehmen, daß sie Ihnen auch besser gefällt.

Paul. Comtesse, das klingt immer noch so, als ob Sie mir doch noch nicht ganz verziehen hätten . . . (Spricht leise mit Elfriede weiter.)

Gräfin und **Baron** (von vorn links).

Gräfin. Auf wie wunderbare Art man doch oft Bekanntschaft macht! Acht Tage lang haben Sie nun mit uns in demselben Hôtel gewohnt, mit uns an derselben Table d'hôte täglich gespeist, ohne daß wir uns kennen gelernt hätten. Da überfallen uns Räuber . . . o Baron (ihm die Hand drückend), ich kann Ihnen gar nicht oft genug wiederholen, wie dankbar wir Ihnen sind, daß Sie uns gestern durch Ihre Geistesgegenwart das Leben retteten!

Baron (geschmeichelt). O, o, o, bitte, bitte, gnädigste Gräfin, habe nur meine verdamm . . . habe nur eine angenehme, außerordentlich angenehme Pflicht erfüllt. (Küßt der Gräfin die Hand.)

Gräfin. Ihre Tochter ist wirklich ein ganz reizendes Mädchen. Aber wo ist sie denn nur geblieben?

Baron. Läßt sich wahrscheinlich wieder einen archäologischen Vortrag halten von dem Doctor Bort, unserem „schwarzen Bädeler“, über einen antiken Marmorsplitter oder dergleichen uninteressante Dinge. Das Mädchen ist wie umgewandelt, seitdem wir in Rom sind. Auf Schloß Párad die Häuslichkeit selbst, denkt sie hier an gar nichts anderes als an Spaziergänge und Excursionen und schwärmt für Alterthümer, Geschichte und Kunst.

Gräfin. Da Sie leider schon so bald wieder abreisen, hat Ihre Tochter recht, wenn sie die Zeit ihres römischen Aufenthaltes gehörig ausnützt. Müssen Sie denn wirklich schon so bald wieder abreisen?

Baron. Leider, gnädigste Gräfin. Spätestens in acht Tagen möchte ich wieder auf Schloß Párad sein.

Gräfin. Nach allem, was Sie mir davon erzählten, muß Ihr Schloß ja ein wahres Feenschloß, ein Eldorado sein.

Baron (geschmeichelt). Ein Eldorado . . . allerdings, Gräfin, ein Eldorado, Sie haben ganz recht. Ich schwärme für mein Besitztum. Man könnte von ihm, ähnlich wie von Neapel, sagen: „Schloß Párad sehen und sterben!“

Gräfin. Nein, nein, Baron: „Schloß Párad sehen und dort leben!“ muß es heißen . . .

Paul (der sich bis jetzt leise mit Elfriede unterhielt). „Schloß Párad sehen und dort jagen!“ sage ich, denn der Wildreichthum Ihrer Jagden muß ja geradezu verblüffend sein. Nicht wahr, fünfzig Fasanen schossen Sie selbst, ganz allein, im vorigen Herbst an einem Nachmittage?

Baron. Es . . . es können auch sechzig gewesen sein. Meine rechte Backe war jedenfalls nachher vom ewigen Schießen so geschwollen, daß ich am folgenden Tage das Gewehr links anschlagen mußte. Trotz des mir ganz ungewohnten Anschlages erlegte ich an diesem Tage wieder ein Duzend Fasanen und einige dreißig Hühner . . .

Paul. Alle Achtung!

Baron. Beweis, daß man kein besonderer Schütze zu sein braucht, um auf meinen Jagden etwas zu erlegen. Es ist eben so unsinnig viel Wild bei mir, daß es einem geradezu in den Schuß hinein läuft und fliegt.

Gräfin. In welchem Stil ist eigentlich Schloß Párad gebaut?

Baron. In . . . welchem . . . Stil? Im . . . im . . . mir fällt die Bezeichnung nicht gleich ein . . .

Gräfin. Am Ende im Windsor-Castle-Stil?

Baron. Ja, ja, so . . . so etwas Ähnliches . . .

Gräfin. Ach, das ist mein Lieblingsstil! Mit Zinnen und Thürmen . . .

Elfriede. Auf denen große Flaggen und lange bunte Wimpel lustig im Winde flattern! Ach, das muß herrlich sein!

Gräfin. Ich bedauere, daß ich nicht das Vergnügen habe, Ihre Frau Gemahlin zu kennen, und daß die Reise nach Schloß Párad eine so sehr, sehr weite für uns ist, sonst hätte ich mich einmal mit Elfriede auf einige Tage bei Ihnen zugaste geladen.

Baron. Gnädigste Gräfin, Ihr Besuch würde meiner Frau die größte, innigste Freude von der Welt bereiten! Und was die Entfernung anbelangt . . . im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, gibt es ja keine Entfernungen mehr. Schloß Párad liegt nur ein paar Stationen jenseits Pest, der Bahnhof kaum anderthalb Stunden vom Schloß entfernt. Ich hole Sie mit einem Zuckerviererzug ab, lauter Vollblutpferde, schnell wie der

Blitz . . . bitte nur vorher zu schreiben oder zu telegraphieren. Gestatten Sie, daß ich Ihnen die genaue Adresse gebe. Nimmt aus einem kleinen Portefeuille eine Visitenkarte, schreibt darauf mit Bleistift und gibt sie dann der Gräfin.)

Paul. Herr Baron, darf auch ich mich bei Ihnen anfragen?

Baron. Selbstverständlich, selbstverständlich, lieber Graf. Werde mich glücklich schätzen, Sie bei mir zu sehen.

3. Scene.

Vorige. Irma und Bort (von vorn links).

Paul (zu Irma). Baronesse, ich werde das Glück haben, Ihre Heimat kennen zu lernen. Ihr Herr Vater hatte soeben die Güte, mich nach Schloß Párad einzuladen.

Gräfin (zu Irma). Esfriede und ich sind ebenfalls nach Schloß Párad eingeladen. Wir freuen uns sehr, sehr, Ihre Frau Mutter kennen zu lernen und einige Tage in dem süperben Schloß Ihres Vaters erleben zu dürfen. Nach allem, was Ihr Herr Vater uns davon erzählte, muß es ja ein wahres Eldorado sein.

Irma (verlegen). Nicht doch, Frau Gräfin. Mein lieber Papa übertreibt. Er . . . er schwärmt für Schloß Párad, und da erscheint ihm dort alles größer und schöner, als es in Wirklichkeit ist. Párad ist ein bescheidenes, kleines . . .

Gräfin (einfallend). Ja, nach ungarischen Begriffen „bescheiden und klein“. Bei Ihnen in Ungarn, dem Lande der meilenweiten Puzten, heißt alles, was nicht riesengroß wie diese ist, „klein“. (Spricht leise mit Esfriede, Paul und Richard.)

Irma (schnell zum Baron, halblaut). Aber, Papa, wir haben ja gar keine Fremdenzimmer!

Baron (halblaut). Mehr wie genug! Durch die Erbschaft, welche ich heute mache, bekomme ich ja Schloß Párad wieder zurück! (Sieht nach seiner Uhr. Laut.) Ah, schon halb zwei Uhr! Um zwei Uhr findet die Testamentsöffnung statt. Es ist die höchste Zeit für mich. Komm, Irma.

Gräfin. Lassen Sie mir doch Ihre Tochter, Baron. Baronesse Irma können Sie ja doch nicht zur Testamentsöffnung mitnehmen, und anstatt ganz allein im langweiligen Hotelzimmer zu sitzen, ist es doch amüsanter für Ihre Tochter, mit uns im schönen Park der Villa Borghese sich zu ergehen.

Baron. Zu gütig, gnädigste Gräfin, daß Sie sich meiner Tochter annehmen wollen. (Küßt der Gräfin die Hand, grüßt und geht.)

Paul (ihm nachrufend). Viel Glück, Herr Baron!

Baron (sich umwendend). Danke, danke, lieber Graf. Hoffe einige Willkündchen heute nach Hause zu bringen. (Vorn links ab.)

4. Scene.

Vorige ohne Baron.

Paul (zu Richard). Sie scheinen ja ein ganz famoser Schütze zu sein, Doctor.

Richard. Ich, Herr Graf?

Paul. Ja, Sie, Doctor. Man schrieb mir aus Berlin, Sie hätten einen ganz süperben Schuß gemacht . . . tadelloser Blattschuß.

Eberhard (steht auf, kommt langsam nach vorn und hört, unbemerkt von den Anwesenden, mit Aufmerksamkeit dem Folgenden zu).

Richard. O bitte, Herr Graf, das . . .

Paul (einfallend). „Das ist ein Geheimnis“, wollen Sie sagen, nicht wahr? Na, jedenfalls ein ganz öffentliches Geheimnis. In Berlin erzählen es sich die Späßen auf jedem Dach, daß Sie den armen Doctor Graber flügelstumm schossen.

Elfriede (heftig). Doctor Graber hat diese Strafe verdient! Abscheulich, schändlich war es von ihm, den boshaften, gehässigen Aufsatz über den Grafen Skalden zu publicieren!

Paul (spitz). Diese lebhafteste, warme Parteinahme für den Grafen Skalden . . . Sie sind wohl eng befreundet mit ihm?

Gräfin (ruhig, bestimmt). Wir kennen den Grafen gar nicht, erlauben uns aber trotzdem der Ansicht zu sein, daß der Aufsatz über ihn gemein ist und außerdem noch schlecht geschrieben!

Paul (sehr lebhaft). Schlecht geschrieben?

Elfriede (heftig). Wollen Sie etwa dieses elende Machwerk noch in Schutz nehmen?

Paul. Elendes Machwerk?

Elfriede (sich steigend). Jawohl: elend! Miserabel, ganz miserabel!

Paul (ärgerlich). Comtesse, der Aufsatz ist nicht miserabel, sondern . . .

Eberhard (einfallend, tritt vor). Geistreich, witzig, brillant geschrieben! (Grüßt die Anwesenden und beobachtet von jetzt ab Paul mit gespanntester Aufmerksamkeit.) Der Verfasser muß ein ganz bedeutender Kopf sein.

Paul. Freue mich, Herr Eberhard, in Ihnen einen Bundesgenossen zu finden. War schon drauf und dran, dem Ansturm der Damen zu unterliegen.

Elfriede (zu Eberhard). Sie wagen es, den erbärmlichen Aufsatz zu bewundern?

Eberhard. Nun, und wenn ich es thäte, Comtesse?

Elfriede. Dann könnte ich nur Ihren schlechten Geschmack bedauern! — Kommen Sie, liebe Baronesse, hier (mit ärgerlichem Seitenblick auf Eberhard) wird es ungemüthlich. (Arm in Arm mit Irma vorn links ab. Gräfin und Richard folgen ihnen.)

5. Scene.

Eberhard. Paul.

Eberhard (Paul immer scharf beobachtend). Mit Frauen soll man nicht disputieren, Herr Graf, weil man überhaupt nicht mit ihnen disputieren kann. Bei denen ist alles Gefühlsache. Von Logik und Objectivität keine Spur. Weil die Damen empört sind, es abscheulich finden, daß der Aufsatz über einen Todtgeglaubten veröffentlicht wurde, muß der Aufsatz auch abscheulich und schlecht geschrieben sein. Ich muß gestehen, ich habe selten eine so geistreich und witzig geschriebene und in der Form

so vollendete Satire gelesen. Ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, wer der Verfasser ist.

Paul (geschmeichelt). Ich . . . ich . . . ich habe zufällig . . .

Eberhard (lebhaft). Sie . . . Sie haben zufällig den Namen des Verfassers in Erfahrung gebracht?

Paul. Allerdings . . . ich . . . ich könnte Ihnen sagen . . .

Eberhard. Sie können versichert sein, daß, falls der Betreffende nicht genannt sein will, ich seinen Namen nicht verrathen werde.

Paul. Ihr Ehrenwort?

Eberhard. Mein Ehrenwort!

Paul. Nun denn . . . (selbstgefällig) ich bin der Verfasser!

Eberhard (auffärend). Ah!! (Mit besitzendem Spott.) Sehr dankbar für Ihre so wertvolle Mittheilung, Herr Graf!

Paul (impertinent). Was soll das heißen, mein Herr?

Eberhard. Das soll heißen, mein Herr Graf, daß ich Ihren famosen Aufsatz nur gelobt habe, um Ihnen Ihr Geheimnis zu entlocken.

Paul (heftig). Mein Herr, das war . . .

Eberhard (einfallend). Eine Kriegslift, nichts weiter. Eine Kriegslift, wie sie zwischen kriegführenden Mächten erlaubt ist. (Betonend.) Wir beide nämlich, mein Herr Graf, führen schon seit längerer Zeit Krieg und zwar einen Krieg, den Sie angefangen haben.

Paul. Wir beide führen Krieg und das schon seit längerer Zeit? (Gezwungen lachend.) Davon habe ich bis jetzt keine Ahnung gehabt.

Eberhard. Sie werden sofort eine Ahnung davon bekommen. Ein Geheimnis ist des anderen wert. Ich will Ihnen jetzt auch eins mittheilen, aber . . .

Paul (sehr lebhaft). Mein Ehrenwort, daß ich es nicht verrathe! Nun? Was ist es? Erzählen Sie!

Eberhard (Paul fixierend, stark). Der Oberstallmeister Graf Skalden — bin ich!

Paul (betrachtet Eberhard ängstlich und mißtrauisch. Dann, nachdem er seine Fassung wieder gewonnen, gezwungen lachend). Hahaha, bin ich gezwungen, das zu glauben? Herr, machen Sie keine schlechten Witze!

Eberhard. Schlechte Witze? Glauben Sie mir wirklich nicht?

Paul. Nein!

Eberhard (nach rechts blickend). Ah, Schabratsky! Der kommt wie gerufen. (Nach rechts hinausrufend.) Herr Schabratsky! Herr Schabratsky!

Schabratsky (rechts hinter der Scene). Herr Eberhard befehlen?

Eberhard (wie oben). Bitte, kommen Sie einen Augenblick hieher. (Zu Paul.) Herr Schabratsky wird Ihnen jetzt bezeugen, daß ich keine schlechten Witze machte.

6. Scene.

Vorige. Schabratsky (von vorn rechts).

Paul (zu Schabratsky, auf Eberhard zeigend). Wer ist dieser Herr?

Schabratsky (eifrig). Herr Eberhard, der Maler Eberhard!

Paul (lacht höhnisch).

Eberhard (ärgerlich). Dem Herrn Grafen gegenüber existiert in diesem Augenblick mein Incognito nicht!

Schabracky (mit tiefer Verbeugung). O, verzeihen Sie, Excellenz, das konnte ich nicht ahnen . . .

Paul (bestürzt, zu Schabracky). Excellenz?! Also wirklich . . .

Schabracky. Gewiß, gewiß, Herr Graf. (Als ob er Eberhard vorstellte. Mit komischem Eifer.) Seine Excellenz, der Herr Oberstallmeister Graf von Skalden, welcher seit mehreren Wochen sich in Rom aufhält, incognito als Maler Eberhard, um ungestört Landschaftsstudien machen zu können.

Eberhard. Verbindlichsten Dank, Herr Schabracky, daß Sie mich dem Herrn Grafen vorstellten. Bitte, lassen Sie sich jetzt in Ihrer Promenade nicht weiter stören. (Grüßt.)

Schabracky (die Herren grüßend). Excellenz . . . Herr Graf . . . (Rechts ab.)

7. Scene.

Eberhard. Paul.

Eberhard (sehr ruhig, mit eisiger Kälte). Herr Graf, nachdem Sie sich nun überzeugt haben werden, daß ich mich keineswegs in der Stimmung befinde, schlechte Witze zu machen, so werden Sie wohl nicht allzusehr erstaunt sein, wenn ich jetzt ein ernstes, bitterernstes Wort mit Ihnen rede.

Paul (impertinent). Wollen Sie mich etwa fordern? Bitte, stehe zu Ihrer Disposition.

Eberhard. O nein! Ihr Benehmen macht Sie unwürdig, eine ritterliche Waffe zu führen. Sie haben eine Infamie begangen . . .

Paul (vor Zorn zitternd). Mein Herr, Sie . . .

Eberhard. Sie begiengen eine Infamie, indem Sie über einen Todten . . .

Paul (impertinent lachend). Der sich so wohl befindet, daß er mir jetzt hier eine Scene machen will!

Eberhard (gebieterisch). Schweigen Sie! Als Sie den „famosen“ Aufsatz schrieben, Ihre Witze über mich machten, war ich für Sie ein Todter, und gerade die von den Zeitungen gebrachte Nachricht meines Todes veranlaßte Sie, mich zu verspotten. Ich war über dieses frivole, elende Vorgehen so empört, daß mein erster Gedanke war, den Verfasser des schmachvollen Aufsatzes mit der Reitpeitsche zu züchtigen! Glücklicherweise durfte Doctor Graber den sich feige Verbergenden mir nicht nennen. So ward ich vor einer Handlung bewahrt, welche ich bei ruhiger Überlegung verdammen mußte.

Paul (höhnisch). Trotzdem Sie selbst der „beleidigte Todte“ waren? Wie groß, wie edel gedacht!

Eberhard. Wäre ich für Sie ein Lebender gewesen, als Sie mich verspotteten und verhöhnten, so hätte ich mich lediglich über Ihre nicht ohne Geist und Witz geschriebene Satire amüsiert und Ihnen gerne die bescheidene Satisfaction gegönnt, auf diese Art sich an mir dafür zu

rächen, daß ich den Herzog verhinderte, einen leichtsinnigen Schuldenmacher . . .

Paul (heftig). Mein Herr, ich verbitte mir . . .

Eberhard (ruhig fortsahrend). . . einen leichtsinnigen Schuldenmacher zu seinem Kammerherrn zu ernennen.

Paul (impertinent). Nachdem ich heute des Herzogs allmächtigen Günstling persönlich kennen lernte, rechne ich es mir zur ganz besonderen Ehre an, nicht an einem Hofe angestellt worden zu sein, den (mit verächtlichem Seitenblick auf Eberhard) dieser Herr regiert!

Eberhard (kalt). Sparen Sie Ihre Worte. Sie können mich nicht beleidigen. (Rasch rechts ab.)

Paul (allein. Außer sich vor Zorn, die Faust drohend erhebend). So? Nicht? Aber rächen kann ich mich! (Rasch links ab.)

(Zwischenvorhang fällt.)

Verwandlung.

(Gemeinschaftlicher Salon in einem Hôtel. Elegante Einrichtung. vorn rechts und links Etablissements. Hinten links ein Pianino. In der Mitte ein großer runder Tisch mit Stühlen, auf demselben Zeitungen, Broschüren und illustrierte Werke. Links vorn eine offene Thür ohne Thürflügel, mit Portièren. Rechts eine Balkon-Glas-Thür und zwei Fenster. In der Mitte des Hintergrundes ein Kamin. Der Salon ist erleuchtet durch zwei Lampen auf dem Kamin und einen Candelaber auf dem Mittelstisch. — Von jetzt ab bis zum Schluß des Actes hört man rechts hinter der Scene, aber nur, wenn die Balkonthür längere Zeit geöffnet bleibt, das Gelächter und das Geschrei der das Moccocifest feiernden Menge, hauptsächlich die Rufe: „Hu! Hi! Ha! Oh, senza Moccoco! Moccoco! Moccoco! Ammazzato! Ammazzato!“)

8. Scene.

Richard, Gräfin, Irma, Elfriede (von links).

Richard (auf die Balkonthür zeigend). Dort vom Balkon aus können die Damen am allerbesten sich das Moccocifest im Corso ansehen. (Öffnet die Balkonthür.)

Gräfin (an der Balkonthür). Ah, welch ein entsetzlicher Lärm! (Rechts ab.)

Irma (ebenso). O wie schön! Zauberhaft schön! Diese tausend und abertausend Lichter, die da glitzern und glänzen! Als ob das ganze strahlende Firmament sich auf die Straße herabgejenkt hätte. (Rechts ab.)

Elfriede (ebenso). Und als ob sämtliche Leuchtkäfer des Weltalls heute im Corso einen Monstreball abhielten! Prächtig! Prächtig! (Rechts ab.)

Richard (zur Balkonthür hinausprechend). Ich werde jetzt einige Moccoco holen, damit die Damen sich auch activ an dem Feste theilnehmen können. Sie sollen einmal sehen, sobald Sie nur die brennenden Moccoco in der Hand haben, werden sofort vom Corso aus Masken den Balkon zu erklettern versuchen, um Ihnen die Kerzen auszublauen. Das gibt einen Hauptspaß! (Schließt die Balkonthür.)

9. Scene.

Richard. Paul. Dann Baron.

Paul (von links.) Ah gut, daß ich Sie treffe, Doctor.

Richard. Sie wünschen, Herr Graf . . .

Paul. Hören Sie 'mal . . . kennen Sie eigentlich den Maler Eberhard schon lange? Sind Sie etwa befreundet mit ihm?

Richard. Ich habe ihn erst vor kurzem zufällig bei einem andern Maler kennen gelernt und ihn seitdem nur ganz flüchtig ein paarmal wiedergesehen.

Paul. Desto besser!

Richard. Desto besser? Wieso?

Paul. Nun, weil . . . weil . . .

Baron (von links. Die rechte Seite seines Gesichtes blauroth und geschwollen. Er schneidet eine jämmerliche Grimasse und hält oft das Taschentuch an die rechte Wange. In der Hand: Spazierstock und einen total zerdrückten Cylinderhut).

Paul. Alle Wetter! Wie sehen Sie aus, Baron?

Baron (sinkt auf einen Stuhl vorn links). Ach!

Richard. Was ist Ihnen geschehen?

Baron (kläglich). Nachdem ich mindestens eine Stunde lang vergeblich versucht hatte, den Corso zu passieren, gelang es mir endlich, mich durch das schreckliche Menschen- und Wagengewühl und durch das ununterbrochene heftige Kreuzfeuer von Bouquets hindurchzuwinden. Schon glaubte ich mich geborgen, da . . . bang! faust mir ein Bouquet an den Kopf, der Hut von dem Kopf, und da stand ich nun mit der Backe und mit dem Hut! (Zeigt seinen total zerdrückten Cylinderhut.)

Paul. Na, wenn man unmittelbar vorher ein paar Millionen geerbt hat, dann kann man sich das schon gefallen lassen. (Lebhaft.) Denn Sie sind doch hoffentlich Universalerbe Ihres Veters geworden?

Baron (kläglich). Aller . . . allerdings.

Paul (lachend). Und das jagen Sie so kläglich?

Baron (ärgerlich). Soll ich etwa mit dem Gesicht da jauchzen und frohlocken? Freue mich, daß ich überhaupt noch sprechen kann.

Richard (geht nach links).

Paul. Bitte, bitte, Doctor, noch einen Moment.

Richard. Ich habe den Damen versprochen, ihnen Mocoli zu holen . . .

Paul. Sie werden nicht viel Zeit verlieren. Meine Mittheilung ist ebenso kurz wie wichtig. Auch für Sie, Baron, und für die Damen, mit einem Worte: für alle diejenigen von Wichtigkeit, die das Unglück haben, den Maler Eberhard zu kennen.

Richard. Unglück? Wieso?

Paul (stark). Maler Eberhard ist ein ehrloser Feigling!

Richard. Ah, nicht möglich!

Paul. Doch, doch, Doctor. Ich hatte mit dem Herrn Maler heute mittags im Park der Villa Borghese einen Wortwechsel und forderte ihn. Er aber weigert sich, mir Satisfaction zu geben.

Baron (mit seinem Spazierstock in der Luft herumfuchtelnd). Der erbärmliche Feigling! Verdient Stockprügel. Wäre gerade in der Stimmung . . .

Richard. Nein, nein, Herr Baron, solche Gefellen muß man einfach ignorieren und seine Freunde und Bekannten vor denselben warnen.

Paul. Ja, ja, thun Sie das, Doctor. Warnen Sie die Damen vor dem dunklen Ehrenmann. Aber . . . nennen Sie lieber meinen Namen nicht. Die Damen wissen, daß ich keine besondere Vorliebe für den Herrn Eberhard hege . . . sie könnten sonst am Ende denken, ich hätte übertrieben . . .

Richard. Wenn Sie es nicht wünschen, werde ich selbstverständlich Ihren Namen nicht nennen, Herr Graf. Ich werde die Damen einfach bitten, den Verkehr mit dem Maler Eberhard ganz abzubrechen, weil mir bekannt sei, daß er eine unehrenhafte Handlung begangen habe.

Paul. Ja, ja, das ist eine ganz vortreffliche Idee, Doctor . . .

Richard. Die ich sofort zur Ausführung bringen werde, wenn ich die Moccosi für die Damen geholt habe. (Rasch links ab.)

Paul (zum Baron). Ich maskiere mich jetzt, gehe in den Corso hinab und klettere von dort aus auf den Balkon, um die Damen zu erschrecken. Unter den Domino stecke ich mir eine Reitgerte. (Pantomime des Schlagens.) Für den Fall, daß ich dem Herrn Eberhard begegnen sollte. Auf Wiedersehen, Baron. (Links ab.)

10. Scene.

Baron (sitzt vorn links). **Irma** (von rechts).

Irma. Ah, da bist Du ja endlich, Papa! Ich fürchtete schon . . . Himmel! Wie siehst Du aus?

Baron (ärgerlich lachend). Wie ein Geohrfeigter und zwar ein doppelt Geohrfeigter. Moralisch und physisch. Die physische Maulschelle hat mir ein Blumengeschloß des Prinzen Carneval versezt, die moralische der Herr Better Pothar. Er hatte mich wirklich ursprünglich zum Universalerben eingesetzt. Kurz vor seinem Tode aber änderte er sein Testament und vermachte sein ganzes Vermögen dem Künstlerverein seiner Vaterstadt, weil man ihm gesagt hatte, ich sei ein steinreicher Mann! Das ist ein harter Schlag für mich! Furchtbar hart! Das einzige, was mir dabei noch Trost gewähren kann, ist der Gedanke, daß es mir gelang, so gut die Dehors zu wahren, daß selbst Better Pothar nicht die geringste Ahnung von meiner Verarmung hatte.

Irma. Armer Papa!

Baron. Wir müssen abreisen und zwar sobald wie nur irgend möglich.

Irma (bestürzt). Wie?

Baron. Heute abend. Spätestens morgen früh. Ich habe nur noch gerade so viel von der Zweigenthal'schen Anleihe übrig behalten, als für unsere Rückreise erforderlich ist. Wir müssen aber zweiter Classe reisen. Unsere hiesigen Bekannten dürfen deshalb ja nicht erfahren, daß und wann wir morgen abreisen. Wenn sie uns auf den Bahnhof begleiteteten und uns in ein Coupé zweiter Classe einsteigen sähen . . . das

ertrüge ich nicht! Die Dehors müssen vor allen Dingen gewahrt werden. . . . Also nichts verrathen, Irma, weder unsere Abreise noch meine Enterbung. Komm, laß uns jetzt zu den Damen auf den Balkon gehen und so thun, als ob nichts vorgefallen wäre. (Rechts ab.)

Irma (im Begriffe, dem Baron zu folgen, sieht Richard eintreten und geht ihm entgegen).

11. Scene.

Irma. Richard (von links, in der Hand ein Paket Moccosi, d. i. weiße Wachskerzen, halb so stark und etwas länger als die gewöhnlichen Kerzen).

Irma (lebhaft). Herr Doctor, bitte nur ein Wort . . .

Richard. Sie befehlen, gnädiges Fräulein?

Irma (verlegen). Mein Vater hat mir zwar verboten, es zu sagen . . . Ihnen aber muß ich es sagen, Herr Doctor, daß wir morgen früh schon abreisen müssen . . .

Richard (bestürzt). Wie? Morgen schon?

Irma. Ich möchte nicht von Ihnen scheiden, ohne Ihnen noch von ganzem Herzen gedankt zu haben . . . (Sie gibt ihm die Hand.)

Richard (küßt ihre Hand. Bewegt). So ist denn jetzt schon der Augenblick gekommen, dem ich mit Zittern und Zagen entgegen sah! An den ich gar nicht zu denken wagte, so graute mir vor ihm! O, wäre ich doch nur nicht so feige gewesen, hätte ich nur täglich, stündlich an diesen Augenblick gedacht! Dann wüßte ich, was ich sagen sollte, und stände jetzt nicht vor Ihnen wie ein Schulbube, der seine Lektion nicht gelernt hat!

Irma. Ich verstehe nicht . . .

Richard (bitter). Das wäre auch allzuviel verlangt! Verstehe ich mich ja selbst nicht einmal! Bisher habe ich stets gewußt, nur allzugut gewußt, was ich wollte, was nicht. Jetzt bin ich der Unentschlossene, der den ganzen Tag an den Knöpfen seines Rockes abzählt: „Soll ich . . . soll ich nicht?“, immer und immer wieder von neuem anfangend. Ein moderner Sisyphus, dem der Stein, den er von seinem Herzen wälzen möchte, immer wieder zurückrollt! . . . Also vorbei, vorbei die schöne, glückliche Zeit?

Irma (halb für sich).

„Was vergangen, kehrt nicht wieder —“

Richard (einfallend, feurig).

„Aber gieng es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!“

„Lange“ singt der Dichter . . . ich sage „ewig“! Wie sich auch mein armes Leben in Zukunft gestalten möge — ein heller, schöner Stern wird ihm stets leuchten die Erinnerung an diese köstlichsten, seligsten Tage meines ganzen Lebens. (Herausplatzend, trenherzig.) Ach Baronesse, warum sind Sie nur eine so unerhört reiche Dame und ich ein armer Philologe? Arm wie eine Kirchenmaus! (Sich steigend.) Ja, wenn's umgekehrt wäre: ich vermögend und Sie arm . . .

„Wär' ich ein wohlsituirter Mann,
Der eine Frau ernähren kann“,

dann würde ich . . . ich . . . (Sieht verwirrt zu Boden.)

Irma (verlegen, leise). Reich . . . ich? Aber ich bin ja gar nicht reich . . .

Richard (der nichts gehört hat). Dann stände ich jetzt nicht so albern, so einfältig vor Ihnen wie Papageno mit dem Schloß vor dem Munde. Nein, nein, dann träte ich muthig vor Sie hin und sagte ohne viel Kopfzerbrechen (feurig): „Baroness, wollen Sie . . .“

Irma (erschrocken nach rechts blickend, fällt ein). Die Gräfin!

Richard (erschrickt, stottert verlegen). Wo . . . wollen Sie einen Mo . . . Mo . . . Moccoco? (Überreicht Irma einen Moccoco, den er rasch an einer Kerze des Candelabers anzündete.)

12. Scene.

Vorige. Gräfin, Elfriede, Baron (von rechts).

Gräfin. Wo waren Sie denn nur so lange, liebe Baroness?

Elfriede. Sie haben einen ganz reizenden Maskenzug der römischen Maler verfaäunt.

Irma (verlegen). Ich . . . ich traf den Herrn Doctor, und er . . .

Baron (fällt lachend ein). Hat Dir zur Abwechslung wieder eine Vorlesung gehalten?

Richard (während er der Gräfin, Elfriede und dem Baron brennende Moccosi überreicht, verlegen). Allerdings. Die Baroness war so gütig mich aufzufordern . . .

Baron (wie oben). Ihr einen historisch-archäologischen Vortrag über das Moccocofest zu halten. Ja, ja, ja, das kann ich mir lebhaft denken! Und darüber haben Sie selbstverständlich etwas viel Wichtigeres und Nothwendigeres verfaäunt, nämlich die Damen vor dem dunklen Ehrenmann, dem Monsieur Eberhard, zu warnen.

Richard. Ich muß leider gestehen . . .

Baron. Daß Sie das vergessen haben. Natürlich! Hatte mir das auch gleich gedacht, mein Herr zerstreuter Gelehrter, und machte deshalb selbst schon den Damen die Mittheilung, daß Herr Eberhard nicht mehr für uns existiert. Merke Dir das, Irma, für den Fall, daß Du das Unglück haben solltest, diesem „Herrn“ zu begegnen. Er ist Lust für uns. Man sieht ihn nicht.

Elfriede (zu Irma, sehr erregt). Ihr Herr Vater darf nicht sagen, welche ehrlose Handlung Herr Eberhard begieng. Ich weiß es aber doch! Er hat nicht umsonst heute morgens den Verfasser des abscheulichen Pamphlets über den Grafen Stalden mit solcher Wärme, so „liebevoll“ vertheidigt! Ich bin überzeugt, fest überzeugt, daß Herr Eberhard selbst der Verfasser ist!

13. Scene.

Vorige. Eberhard (von links).

Eberhard. Ah, Sie sind schon alle hier versammelt? Meine Damen, ich habe die Ehre . . .

Alle (drehen ihm demonstrativ den Rücken und gehen rechts ab).

Eberhard (allein. Sieht ihnen erstaunt nach. Kleine Pause; dann): Was bedeutet denn das? Was ist denn denen nur passiert? Drehen mir alle den Rücken, weichen mir demonstrativ aus? . . . Ja so! Dahinter steckt sicher Graf Birkenau! Der mag ihnen wohl was Hübsches über mich vorgelogen haben!

14. Scene.

Eberhard (tritt in die Thür links zurück. Von rechts — die Balkonthür bleibt offen — stürzen mit brennenden Moccosi herein) **Gräfin, Elfriede, Irma, Baron, Richard**, (verfolgt von) **Paul** (im Domino mit Maske, der die Moccosi auszublasen versucht. Nach wiederholtem, lebhaftem Hin- und Herlaufen, unter Lachen und Rufen — „Ammazzato! Ammazzato! Oh, senza moccolo!“ — gelingt es Paul, nach und nach die Moccosi der Gräfin, Irmas, Richards und des Barons auszublasen. Diese vier Personen gehen, sobald ihr Moccolo ausgelöscht wurde, rechts ab — Balkonthür dann wieder geschlossen — und nun verfolgt Paul Elfriede, um ihren Moccolo auszublasen).

15. Scene.

Eberhard. Elfriede. Paul.

Elfriede (flüchtet sich hinter das Piano). Nun ist es aber genug, Maske oder vielmehr: Graf Birkenau! Ich habe Sie längst, schon längst erkannt. Ich bitte um freien Abzug. (Bläst ihren Moccolo aus.)

Paul (mit verstellter Stimme). Ja, gegen eine Bedingung: einen Kuss!
Elfriede. Hilfe! Hilfe!

Eberhard (tritt rasch zwischen Paul und Elfriede). Zurück!

Paul (reißt seine Maske herunter, zieht unter dem Domino eine Reitgerte hervor und holt zum Schlage gegen Eberhard aus). Das sage ich!

Eberhard (entreißt ihm die Reitgerte, zerbricht sie und wirft ihm die Stücke vor die Füße. Ruhig). Die Reitpeitsche gehört nicht hieher! Fürchten Sie nichts, Comtesse. Ich beschütze Sie!

Elfriede (heftig). Sie? Fort von mir! Von Ihnen will ich nicht beschützt sein! Sie abscheulicher Verleumder!

Eberhard (starr vor Erstaunen). Ver . . . Verleumder?!

Elfriede. Ja, spielen Sie nur den Erstaunten, den Unschuldigen! Ihre Verstellung ist ganz umsonst! Ich weiß, welche schändliche That Sie begingen: Sie haben das abscheuliche Pamphlet über den Grafen Skalden geschrieben.

Eberhard. Ich?!

Paul (lacht höhniisch).

Eberhard (zu Paul). Schweigen Sie! Haben Sie etwa die Unverschämtheit gehabt . . .

Paul (höhnisch). Ich habe nur die „Unverschämtheit“ gehabt zu erzählen, daß Sie sich ehrlos benahmen . . .

Eberhard. Schweigen Sie! Sonst zwingen Sie mich, der Comtesse zu sagen, warum ich mich nicht mit Ihnen schlagen kann!

Paul (höhnisch, halblaut). Wollen Sie auch noch Ihr Ehrenwort brechen?

Eberhard (stampft zornig mit dem Fuße. Dann): Es bleibt mir nur ein Mittel, mich zu rechtfertigen . . . Comtesse, ich bin nicht der Maler Eberhard . . . ich selbst bin Graf Stalden!

Elfriede. Wie?! Ah nicht möglich! Graf Birkenau, ist das wirklich wahr?

Paul. Wie soll ich das wissen! (lacht höhnisch.)

Eberhard (gibt Elfriede einen Brief in geöffnetem Couvert). Hier einen Brief, Comtesse, den ich soeben erhielt. Bitte, lesen Sie.

Elfriede (liest die Adresse). „An den Herrn Maler Eberhard“ . . .

Paul (lacht laut).

Eberhard (ruhig). Ich bitte, den Brief zu lesen, Comtesse.

Elfriede (liest). „Lieber Graf Stalden! Ihr Incognito als Maler Eberhard . . .“ Also wirklich?

Paul (beiseite). Verwünscht!

Eberhard. Jetzt werden Sie mir wohl glauben, daßs ich nicht das Pamphlet geschrieben, und daßs, wenn ich dem Grafen Satisfaction zu geben verweigere, ich dafür meine guten Gründe habe, die aber näher zu bezeichnen mein gegebenes Wort mich bindet!

Elfriede (gibt Eberhard die Hand. Herzlich). Ich glaube es!

Paul (höhnisch). Wie rührend! (Unbemerkt rechts ab.)

16. Scene.

Elfriede. Eberhard. Später **Paul.** Zuletzt **Baron. Irma. Gräfin. Richard.**

Elfriede (lebhaft). Und ich erwathe auch jetzt . . . Graf Birkenau vertheidigte heute so lebhaft das Pamphlet . . . nahm so eifrig den Verfasser desselben in Schutz . . . (starr gegen die Stelle, wo Paul vorher stand) Sie sind der Verfasser . . . Ah, er ist fort!

Eberhard. Desto besser! Nun sind wir ganz ungestört, und ich kann . . . ich kann Sie . . . ausfragen . . . sogleich mit . . . mit dem Examen beginnen!

Elfriede. Examen?

Eberhard (jovial). Jawohl, ein strenges Examen soll jetzt stattfinden. Aufgepaßt, verehrte Schülerin, es kommt schon die erste Frage: Comtesse, was denken Sie eigentlich in diesem Augenblick von mir?

Elfriede. Nun, ich denke, daßs Sie . . . (humoristisch drohend) daßs Sie ein ganz abscheulicher Betrüger sind.

Eberhard (mit Humor). Comtesse, da haben Sie leider vollkommen recht. Ja, ich bin ein schändlicher Betrüger, denn wochenlang spielte ich Ihnen und aller Welt gegenüber den frischen, flotten Maler, während ich eigentlich doch nur eine profaische Exzellenz und ein langweiliger alter Junggeselle bin. Nun, und welche Strafe wollen Sie über den Verbrecher verhängen? Das ist meine zweite Frage.

Elfriede. Ja, das . . . das weiß ich nicht.

Eberhard. Das wissen Sie nicht? Da mußs ich mich also wohl selbst verurtheilen? (Mit komischem Pathos.) Comtesse, soll ich mich zum Tode verurtheilen?

Elfriede. Nun . . . todeswürdig ist Ihr Verbrechen gerade nicht . . .

Eberhard. Da wählen wir also die nächstschwere Strafe: lebenslängliche Gefangenschaft, (feurig) und Sie, Comtesse, sollen mein Kerkermeister sein!

Elfriede (verlegen). Ich . . . ich . . .

Eberhard. Ja, Sie! Sie sind ja ohnedies längst schon mein kleiner Kerkermeister — seit Wochen schon! Erinnern Sie sich noch des Tages, dieses denkwürdigsten aller Erdentage, an welchem Ihr Zeichenlehrer so plötzlich erkrankte?

Elfriede. Gewiß.

Eberhard. Dieser wackere Lehrer der edlen Zeichenkunst erkrankte auf mein ganz speciellcs Verlangen.

Elfriede. Ah!

Eberhard. Einige Goldstücke waren ihm ein schlagender, unwiderleglicher Beweis, daß er krank und daher verpflichtet sei, während seiner voraussichtlich recht langwierigen Krankheit mich als seinen Vertreter zu Ihnen zu entsenden. So spielte ich, der Dilettant, den Fachmann und begieng mein Verbrechen Numero zwei. Einziger Milderungsgrund: Ihre Frau Mama hätte den Maler Eberhard höchstens einmal in ihrem Salon empfangen, während er als Zeichenlehrer beinahe täglich kommen durfte . . .

Elfriede (fällt lachend ein). Um mir recht schlechten Zeichenunterricht zu geben!

Eberhard (jovial). Comtesse, Sie beurtheilen meine Leistungen allzu streng. Ich möchte wohl den Oberstallmeister sehen, der besseren Zeichenunterricht gibt wie ich!

Elfriede. Jedenfalls habe ich gar nichts bei Ihnen gelernt, desto mehr aber mich über Sie, über Ihre Bemerkungen geärgert. Ach, manchmal so, so sehr mich geärgert, daß ich Sie geradezu hasste!

Eberhard. Wofür ich Ihnen nur dankbar sein kann, Comtesse.

Elfriede. Wie?

Eberhard. Man kann nur den hassen, der einem nicht gleichgiltig ist . . .

Elfriede (einsfallend). O, das wollte ich damit gar nicht sagen!

Paul (von rechts, schleicht nach dem Kamin).

Eberhard (herzlich). Sagen brauchen Sie das auch nicht, Comtesse, nur erlauben, daß ich es mir denke . . .

Elfriede (sieht verlegen zuboden).

Paul (beiseite). Den Kuß bekommt sie doch!

Eberhard. Comtesse, Sie schweigen? (Mit komischem Pathos.) Comtesse, geben Sie Gedankenfreiheit!

Elfriede (sieht Eberhard freundlich an und nickt).

Eberhard (glücklich). Ja?!

Elfriede (nickt nochmals).

Eberhard. Comtesse! Herzenscomtesse! (Küßt ihr die Hand und will sie dann umarmen.)

Paul (löscht in diesem Augenblick die beiden Lampen und die Kerzen aus — Bühne finster — und ruft höhniisch). Ammazato! Ammazato! Oh, senza Moccolo! Moccolo! Moccolo!

Eberhard (nimmt die erschrockene Esfriebe bei der Hand und führt sie gegen die linke Seitenthür).

Baron und **Irma** (von rechts).

Baron (halblaut). Komm, Irma, wir müssen einpacken. Ah, stockfinster hier?

Paul (geht tastend an die Stelle, wo Esfriebe stand, und erwischt nun statt ihrer den Baron, dem er einen Kuß auf die rechte Wange gibt).

Baron (schreit). Au! Au! Meine Backe! Meine Backe!

Paul (fährt erschrocken zurück).

Gräfin, Richard (von rechts, mit brennenden Moccoli).

(Bühne hell.)

(Der Vorhang fällt.)

